

<36604406540019

Charakterschilderungen

seelengroßer Männer

von

Cajetan v. Weiller,

nebst

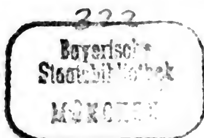
der Biographie des verstorbenen Verfassers,

von

einem seiner Schüler

größtentheils mit v. Weillers eigenen Worten bearbeitet.

München 1827.
Druck und Verlag von Ernst August Fleischmann.



Weillers Verehrern gewidmet.

Vorwort.

Schon lange vor seinem Tode übergab mir der berühmte Verfasser dieser Charakterschilderungen das Manuscript davon, als ein theueres Andenken aus seiner Hand. Allein ich bin es der Welt schuldig, ihr dieses Andenken mitzutheilen, weil Monumente, die dem geistigen Adel der Menschheit errichtet sind, so gut auf das allgemeine Forum gehören, wie die Ehrenstatuen der Staatsmänner. Die Biographie Weillers selbst konnte keine Aufzählung von Thaten seyn, denen gewöhnlich glänzender Nachruhm folgt, sondern ein Entfalten seines geistigen Wirkens; denn er wurde ja nicht geräuschvoll durch das Leben getrieben, sondern ging selbstthätig und besonnen durch dasselbe.

Sein Geist lebt in seinen Worten und Schriften; deßwegen ist beynahe seine ganze Biographie aus seinen eigenen Worten zusammengesetzt.

München den 10. September 1826.

Cajetan v. Weiller.

Es gibt in der Philosophie so allgemeine Fragen, die sich Jedem nothwendig aufdringen, daß Jeder, der zum Menschen erwacht ist, dieselben an sich macht, und sie nach seiner eigenen Weise löst. Dessenungeachtet ist doch der Mensch ungemein eifersüchtig gegen fremde Meinungen und Ueberzeugungen; so hoch achtet er die subjektive Wahrheit, die sein Geist sich selbstthätig errungen hat. Der Eine sieht den Andern für ein schädliches Glied in der Kette der Menschheit an, weil er nicht glaubt, was er glaubt; der Andere hält den Einen für einen niederträchtigen Menschen, weil er glaubt, was er nicht glaubt. Möchte man doch Jeden für das halten, was er ist, nicht, was er seinem Glauben oder Nichtglauben gemäß scheint. Wenn man von Beyden weiter nichts weiß, als ihren Glauben oder Nichtglauben, so können sie Beyde nichtswürdige aber auch recht würdige Menschen seyn. Das Handeln bestimmt den Werth. Indeß muß man

auch den Irrthum, den unverschuldeten würdigen, denn auch er führt zur Wahrheit, und zeigt die Wege, die man nicht gehen soll. O wären doch die Irrthümer bald alle geschrieben, dann käme ja doch die Reihe nur an die Wahrheiten, die gewiß nicht so vielfach sind, daß mit ihnen so viele Bücher ausgefüllt werden könnten, als bereits schon über sie geschrieben wurden. Doch ist dieses Ringen nach ihr, dieses unruhige Anstreben nach dem Höchsten (ein Zeichen der Unzufriedenheit mit dieser Gegenwart, und einer uns, wenn auch nur dunkel, doch unläugbar winkenden Zukunft) der Menschheit höchst würdig. Wer es immer mit der Wahrheit redlich meint, verdient die Achtung seiner Zeit und der Nachwelt.

Darum will ich gemüthlichen Lesern das Leben und Wirken eines schlichten Biedermannes, eines weisen Denkers und vernünftigen Erziehers, so gut ich kann, vorlegen.

Cajetan v. Weiller wurde zu München den 2. August 1762 geboren. Er war der Sohn eines bürgerlichen Taschners, der bey seinen mißlichen Glücksumständen seinem Sohne nichts Anderes hinterlassen zu können gedachte, als ein unverdorbenes Herz und einen ungetrübten Kopf. Die Kunst, einen Menschen gut zu erziehen, wäre so hart nicht, aber wir verstehen

nur die Lehrerin Natur deßwegen nicht, weil sie zu leicht mit uns spricht. Es gibt keine bessere Erziehung, als die Familienerziehung, wo sorgsame, vernünftige, religiöse Eltern mit Wort und Beyspiel liebend ihren Liebling in die Welt einführen. Wo die geistige Atmosphäre rein gehalten wird, da blüht das Kind in unschuldiger Einheit zum Knaben und Jünglinge empor. Unter solchen Umständen war auch Weiller von keiner Gouvernante abgerichtet, von keinem (französischen) Hofmeister körperlich fein gedrechselt, oder geistig aufgedunsen, ins Knabenalter getreten, und zeigte gar bald, daß sein erweckter Geist über das Handwerk hinaus dem Idealen zustrebe. Schon als Kind wies ihm seine Neigung den Beruf an, für den ihn die Gottheit ersehen hatte. Eine höhere Hand greift aus den Wolken, und ordnet, was uns Zufall scheint, sie ist dieselbe Vaterhand, die den Newton werden ließ, als Galilei gestorben war. —

Nie war Weiller als Kind so vergnügt, als wenn er unter Büchern saß, so daß sein Vater, der ihn zum Handwerke bestimmt hatte, oft darüber mißmuthig wurde. Dem braven Vater würde es auch mit dem besten Willen unmöglich gewesen seyn, den Sohn der höheren Bildung theilhaftig zu machen, wenn ihn nicht vermöglichere Freunde in den Studien, die er mit bey-

spiellosem Eifer ergriff, großmüthigst unterstützt hätten. Er vollendete die Laufbahn seiner Bildung in München, und war nicht nur moralisch ein Muster seiner Umgebung, sondern auch wissenschaftlich der Erste unter seinen Mitschülern. Diese Jahre müssen genauer betrachtet werden, weil sich da die Pflanze ausbildete, die später so reichlich die Frucht des Schönen und Guten trug. Daß die Folgsamkeit der erste Vorzug des Jünglings sey, und die Hoffnung auf tüchtige Männer berechtige, ist durch die Biographien aller wirklich guten Menschen aus der Erfahrung bekannt. Nur eine Zeit, wie die unsere, wo alles modern erscheinen muß, kann den Brausekopf dem Folgsamen, und den Genußsüchtigen dem Fleißigen vorziehen. Man überzeuge sich, daß ich nicht umsonst die Zeit anklage, und trete in die meisten unserer sogenannten Privaterziehungs-Institute, wo man gegen enorme Bezahlung den Knaben Französischsprechen, Tanzen, Fechten, eine schöne Tournier, wie sie es heißen, und ein Kompliment à la française für die gnädige Frau Mama lehrt. „Wozu die trocknen Wissenschaften? Das finstere Latein! Fi!" Doch ich irre von meinem Zwecke ab. Weiller war der folgsamste Jüngling, ja — der folgsamste Mann. Denn er bereute es bis an seinen Tod, daß er ein Mal seine Mutter so

zum Zorne gereizt habe, daß sie ihm eine Ohrfeige gab. So lange seine Eltern lebten, war es seine süßeste Sorge, sie durch Dankbarkeit und Liebe und gewissenhafte Unterstützung für die Wohlthaten seiner Jugend zu lohnen. Ihr Tod ging ihm tief zu Herzen. Er sprach sich hierüber selbst aus: Man sagt, mancher Mensch habe nur einen Erzeuger und eine Gebährerin; ich begreife nicht, was dieß heiße; ich hatte einen Vater und eine Mutter, unnennbares Gefühl! Ich hatte drey Daseyn, eines in mir, und zwey in meinen Eltern. Diese zwey verlor ich. Jetzt habe ich nur noch ein einziges. Jede Freude berührte mich sonst dreymal, jeder Schmerz nur zum dritten Theil. Jetzt fühle ich jene nur ein Mahl, und diesen ganz. Wer erkennt nicht in dieser Sprache des Mannes noch die frömmste Kindlichkeit, jene Wurzel aller Veredlung? In der That, der kindliche Sinn ist das bleibende Eine, worauf der Charakter der Menschheit sich fußt. Was sich immer am Menschen ergibt, ist nur eine höhere oder tiefere Gradation dieses Sinnes, eine schönere oder häßlichere Form desselben. Sein reineres, kräftigeres, ausgedehnteres Hervortreten ist Vervollkommnung, sein allmähliches Zurücktreten Verschlimmerung, sein gänzliches Verschwinden Entmenschung. Im

Innersten und Wesentlichsten stehen also der Kindliche und der Ausgebildete auf einer Stufe, und der Zweyte darf gegen den Ersten nicht vornehm thun. —

Mit diesem frommen Zartsinne vereinte Weiller schon in seinem Jünglingsalter den ausdauerndsten Muth gegen körperliche Leiden. In den Ferien hatte er sich einmal in Folge eines Falles den Arm gebrochen. Ein ungeschickter Wundarzt behandelte ihn so kunstwidrig, daß er zum zweyten Male gebrochen werden mußte. Die Schmerzen aller dieser Operationen trug er aber so mannhaft, daß er nicht in einen einzigen Schmerzenslaut ausbrach. Nicht lange nach diesem Unfalle unterlag sein Körper wieder den zu großen Anstrengungen seines Geistes. Denn er war in seinen Studien so rastlos, daß ihn gewöhnlich sein Vater, der nach Mitternacht immer in sein Zimmer ging, um ihm das Licht auszulöschen, noch ganz in Büchern vertieft antraf. Kaum jauchzte aber der Haushahn dem jungen Tag entgegen, so begann Weiller schon wieder mit neuem Fleiße sein Tagsgeschäft. Daher fiel er in eine Krankheit, und man verzweifelte ganz und gar an seinem Leben. Der Priester, der sein Geleitsmann in die Ewigkeit seyn, und ihn durch die Mittel der katholischen Kirche geistig erstärken und erbauen sollte, wurde selbst

durch des Kranken Gottergebenheit so erbaut, daß er ausrief: Ich wünschte mit diesem unschuldsvollen Jünglinge zu sterben. Jedoch die Vorsehung hieß ihn genesen.

In seinem siebzehnten Jahre trat er (im September) in das Kloster Benediktbeuern als Noviz ein, und unterzog sich den Regeln des Ordens mit so großer Gewissenhaftigkeit, daß er nicht nur allen Mitnovizen, sondern auch dem Magister Novizenmeister besonders lieb wurde. Dieser Mann, Aegidius Bartscherer, später Prälat in Michelfelden, darf seiner edlen Denkart wegen hier nicht übergangen werden. Man wirft den Ordensgeistlichen gewöhnlich das Proselytenmachen vor. Dieser Vorwurf kann ächt fromme Männer nicht treffen, und nach diesen, den treuesten Ordenserfüllern, sollte man jeden Orden beurtheilen. Als Weillern nicht lange nach seinem Eintritte theils seine Gesundheitsumstände und besonders der waltende Wille der Vorsehung wieder in die Welt hinausdrängten, offenbarte er seinen Entschluß dem Novizenmeister. Aber weit entfernt, hierüber entrüstet zu seyn, billigte dieser sein Vorhaben, und war ihm selbst zur Ausführung verhilflich. Damit hatte der Edle noch nicht genug gethan, sondern er rechtfertigte ihn auch unter den Mitnovizen. Am Feste Mariä Empfängniß, als Weiller

schon das Kloster verlassen hatte, legte er ihnen die schönen Worte an's Herz: „sie sollten „von ihm, der ein Muster für Alle war, nicht „böse denken; die Gottheit, die in allen Ständen ihre Anbeter haben wolle, habe ihn hinausgeführt, auch anderswo als Beyspiel und Muster für Andere."

Einem Einzigen seiner Mitnovizen vertraute Weiller, was in seiner Seele vorgegangen war. Als sie am Vorabende dieses Festes in der Andacht des Ordens sich im demüthigen Gebethe zur Erde hinwarfen, schob er seinem Freunde ein Bildchen zu, auf dessen Rückseite er die traulichen Abschieds- und Erinnerungsworte geschrieben hatte: Dilecte! Abeo, — vale! certa viriliter, sustine patienter, et valebis; Labora, cum sine labore certaminis non sit palma victoriae. Et tum interdum recordare in hora quietis

Tui

amici,

Cajetanus Weiller.

Hierauf setzte er das Studium der Theologie in München wieder fort, und trat geräuschlos, aber eben deßwegen mit tiefem Ernste in den Priesterstand. So wie der Genius der Menschheit den Auserwählten die innere Weihe

geheimnißvoll gibt, so lieben auch die Eingeweihten die bedeutungsvolle Zurückgezogenheit vom Gelärme und Pomp. Weiller hielt seine erste heilige Messe in der St. Magdalena Kapelle der ehemaligen Augustiner-Kirche, und Niemand außer den Eltern und einigen Verwandten war zugegen, als der ernste Jüngling zum ersten Male dem Vater im Himmel seinen Sohn und sich selbst als ein wohlgefälliges Opfer darbrachte.

Da er sich aber zum Lehramte ganz besonders berufen fühlte, so widmete er sich demselben sogleich mit heiligster Sorgfalt, und war mehrere Jahre segenvoller Privaterzieher in vornehmen Häusern. Aber das Gold, obwohl tief in den Adern des Geklüftes verborgen, zieht man aus dem dunkeln Schachte an's Licht. So wurde auch Weillers heller Kopf und tiefes Gemüth bald bemerkt, und in den gehörigen Wirkungskreis gezogen. Er wurde Professor der Philosophie bey den Theatinern, und später 1799 am Lyceum zu München. Jetzt beginnt seine eigentliche Wirkungs- aber auch Kampfsperiode. Denn nicht gewohnt, etwas halb, oder dem Scheine nach zu seyn, verachtete er das gedanken- oder vielmehr gefühllose Herablesen fremder Geisteserzeugnisse, und rief auf jene Weise, wie auch der Mensch Schöpfer seyn

kann, in seine Welt hinein: Es werde! Und es ward.

Zu tief im Gemüthe, um in der blossen Spekulation die Aufgabe der Philosophie für gelöst zu halten, und zu klar im Kopfe, um an Phantastereyen sich zu halten, zog er nach des trefflichen Jacobi's Beyspiele besonders den innersten, mithin auch bedeutungsvollsten Faktor des Menschen, das Gefühl zu Rath. Da fand er den Sitz der heiligen Ideen. Die Ideen wurden ihm die Leitsterne alles Forschens, und diese Ideen waren ihm nicht Abstraktionen, sondern lebendige Ideen, kund gethan durch das Gefühl. Daher erklärte er: „Wo Gefühl mangelt, sucht man umsonst Wissenschaft. Wer in der Wissenschaft nicht von der Idee ausgeht, kann Vieles auswendig lernen, die Wissenschaft selbst bleibt ihm verborgen." Das Wesen der Philosophie bestimmte er: „Vom dunkel Gefühlten geht sie aus, und beym klar Angeschauten muß sie wiederkehren. Ihr Resultat ist Anerkennung Gottes durch seinen Reflex in der Schöpfung, Anerkennung des Göttlichen in uns. Das Göttliche geht durch das Gemüth, und kündet sich da an als Gefühl, dringt in den Willen, und entzündet ein höheres Leben, eine dem Heiligen zugewandte Gesinnung, und nun bewegt es sich in den Verstand und in die Phan-

tasie hinein, und bringt Begriff und Bild hervor. Philosophie ist also Kunde des Göttlichen durch die Vernunft, als den Inbegriff der Ideen, durch das Gemüth, durch den Willen, durch den Verstand, durch die Phantasie. Dieß ist ihr eigentlich reeller Stoff und ihre wahre Bearbeitung desselben. —

Der Erziehung mit ganzer Seele zugewandt, hatte ihm diese ein weites Feld des Forschens gegeben, und er machte das Resultat seines Denkens nicht nur in seinen Vorlesungen, sondern auch durch den Druck bekannt.

In seinen Schriften pädagogischen Inhalts entwickelte er folgende Grundsätze der Erziehung: „So wie die Menschheit, so wie Nationen, so sollte auch das Individuum durch die drey von der Natur selbst gemachten Erziehungsperioden hindurchgeführt, aber nicht hinübergehoben werden. Mit der Phantasie beginnt der junge Mensch zum Menschen zu erwachen; darum kann das Kind mit dem Unbedeutendsten tändeln, weil es hineinphantasirt, was nicht darin liegt. Da mache man das Leben heiter in der Sphäre des Kleinen."

„Beym Knaben fängt der Verstand an vorherrschend zu werden; darum das fortwährende Fragen desselben; alles möchte er wissen. In dieser Zeit übersehe man ja die Strenge nicht.

Gott selbst erzog die Menschheit, als sie in diesem Alter war, mit Strenge; darum ist der liebreiche Vater bey den Israeliten noch ein eifersüchtiger und zorniger Gott."

„Der Jüngling wird vernünftig, und darum in sich selbst zurückgezogener. Bey ihm muß die Vernunft angesprochen, müssen die Ideen aufgeweckt werden, daß er ein erzogener Mensch werde, poetisch durch die Phantasie, klar über sich und seine Umgebung durch den Verstand, charakter- und willenfest durch die Vernunft." So viel über Weillers Theorie in der Erziehung. — Da auf solche Weise seine Kenntnisse in diesem Fache bald bekannt waren, und seine Tüchtigkeit als Erzieher nicht in Zweifel gezogen werden konnte, so wurde ihm die Leitung des Lyceums, und nicht lange darauf auch des Gymnasiums übertragen. Er war jetzt Direktor der ganzen Anstalt, und erhielt die ehrenvollsten Belohnungen für sein Wirken.

Die königliche Akademie der Wissenschaften zählte ihn mit Stolz unter ihre gelehrten Mitglieder, und sein König, der verdienstlohnende Maximilian, ließ ihm die Ehre eines Ritters des Civilverdienstordens der bayerischen Krone angedeihen.

An diesen Platz gestellt, konnte er seine Erziehungstheorie ganz anwenden. Und er war

auch seinen ausgesprochenen Grundsätzen treu. Die Knaben behandelte er mit majestätischem Ernste, die Jünglinge mit väterlicher Liebe. Seine Zuhörer wurden von seinen Worten hingerissen, und begeistert; denn er fühlte selbst mit durchdrungenem Herzen, was er lehrte, und was vom Herzen kommt, findet auch wieder den Weg zum Herzen. Wenige Lehrer genießen so oft das belohnende Glück, in freudiger Feyer den Dank ihrer liebenden Schüler zu erhalten, als Weiller. Selten ging ein Neujahrstag oder ein erster May, nie sein Namenstag ohne sinnige Feyerlichkeit von Seiten der Schüler vorüber, Gelegenheiten, die er nie vorbey ließ, ohne den feyerlich Bewegten eindrucksvolle Worte von Bedeutung für's Leben zu sagen. —

Es war ein charakteristischer Zug seines Herzens keinen Dürftigen ungetröstet und ohne Unterstützung von sich entlassen zu können. So war es natürlich, daß er für seine nächste Umgebung, für arme Studierende, ganz besonders hilfreich war. Nicht nur das Entbehrliche spendete er den Armen, sondern auch das Nothwendige, so daß er in den unglücklichen Jahren der Theuerung selbst Geld entlehnte, um unterstützen zu können. Aber nicht allein Studierende, sondern jede Klasse nothleidender Menschen verehrte

im Stillen (ausposaunt wollte er nicht seyn) den großartigen Menschenfreund, und unbekannten Wohlthäter.

Reich wurde er nie. Er selbst sagte: Ich wünschte reich zu seyn, kann es aber nie werden, weil auf das Meiste von dem, was ich immer bekommen kann, meine Mitmenschen den gerechtesten Anspruch haben. Indeß war er der reichste an dem Schatze, der durch Weggeben sich immer vermehrt, an Herzlichkeit, an Gefühl. Dieß sind wahre Reichthümer, und wer mit diesen für die Reise durchs Leben ausgerüstet ist, bleibt immer ein würdiger Mensch, und artet nie in einen versteinerten Gelehrten, oder in ein raffinirtes Thier aus. Der Reichthum des Geldes aber ist nur dann ein Glück, wenn man gelernt hat, reich zu seyn.

Ungeachtet Weiller die ganze Welt voll Herzlichkeit umfaßte, aber nur gegen die Bosheit mit Erbitterung zu Felde zog, hatte er doch auf allen Seiten Feinde. Er war in eine Sphäre gestellt, wo Denken sogar Spezialberuf ist, und er dachte. Dieß können aber die Wenigsten leiden, besonders, wenn man Anders denkt, als sie. In seinen Schriften fanden daher Denker und Nichtdenker, Priester und Layen, Irrthum, Unrichtigkeit, ja gar Bosheit, Angriffe gegen Sittlichkeit und Religion. Einige kämpften ge-

gen ihn aus gutem Herzen, einige aus Systemsucht, einige aus Vortheilen verleitet. Viele mißverstanden ihn und seine bilderreiche Sprache, Viele wollten ihn mißverstehen. Um nicht mißverstanden zu werden, sollte man Alles, gar Alles in einer Construktion sagen können. Gewöhnlich wird ja nur ein Satz herausgerissen und gegeißelt. Wer liest ein Buch in einem geistigen Athem? Und wer kann auch in einem ganzen Buche sich ganz darstellen? Und zuletzt muß doch auch Alles wenigstens einigermassen mißverstanden werden, wenn nicht Alles verstanden wird.

Mündlich und schriftlich, und mit allen möglichen Waffen stritten Berufene und Unberufene gegen Weiller. Die Superaufgeklärten hießen ihn einen mystischen Schwärmer, die strengen Orthodoxen einen gefährlichen Freygeist. Aber Weiller ließ beyde Partheyen schreien, und blieb sich gleich; er war es der Wahrheit schuldig, zu glauben, was er glaubte. Vom Christenthume hatte er die erhabensten Begriffe, und sprach sie oft in seinen philosophischen Schriften aus. „Die Idee der Liebe ist der Träger des ganzen Christenthumes, und es gibt in dieser Hinsicht nur einen Catholizismus. Denn das Christenthum zieht alle Menschen an, und stößt alle Partheyen ab. Das Chri-

stenthum kennt nur edle Menschen, keine Ketzer, Sektirer (religiöser oder politischer Natur). Wer irgend ein Partheygänger ist, kann so lange kein Christ seyn. Die Hauptsache im Christenthume aber ist die wahrhaft christliche Gesinnung und Handlung. Der Christ soll heilig seyn, nicht sich heilig machen lassen." —

Wenn ihm seine Berufsgeschäfte eine Zeit freyließen, so verwendete sie Weiller entweder auf die Lektüre (Gellert, Pfeffel, Jakobi, Claudius waren seine Lieblingsschriftsteller) oder dem heitern Umgange mit seinen Freunden, denen er herzlich zugethan war, wie dieses auch aus der Schrift zu ersehen ist, womit er seinen inniggeliebten Mutschelle verherrlichte. Er liebte den Humor, und die ungekünstelte Unterhaltung, das Geschraubte und Hochtrabende haßte er in der Wissenschaft, wie im Leben. Seine Gesundheit war nie fest. Er litt öfter an Blutbrechen und an Steinbeschwerden. Noch drey Jahre vor seinem Tode wurden ihm 16 Steine durch Operiren aus dem Leibe genommen. Dieser Unfälle und der vielen Verfolgungen ungeachtet lebte er höchst glücklich. Er hatte sich durch sein Leben jenen Himmel in sich selbst errungen, den Jeder nur sich selbst erringen kann. Von Außen war er ruhig und ernst, im Innern glückselig. Von der gemüthlichen Stim-

mung sah man ihn fast nie zur Lustbarkeit über- gehen. Natürlich! denn das Beste an den gewöhnlichen Lustbarkeiten (die meistens lärmend sind) ist — das Vergessen des Elendes. Der wahrhaft Glückselige, sagt Young in seiner achten Nacht, ist zu glücklich, als daß er springen und spielen könnte.

So verlebte Weiller als Bildner der Jugend durch Wort und Beyspiel, und gegen frivole Aufklärerey, wie gegen unlautere Verfinsterung kämpfend, 41 Jahre im Lehramte, und er nannte diese Zeit glückliche Jahre; er sey unter Jünglingen lebend und wirkend selbst jung geblieben.

Drey Jahre vor seinem Tode wurde er zum beständigen Sekretär der königl. Akademie der Wissenschaften mit dem Titel eines geheimen Rathes befördert.

Dadurch war Weiller geistig getödtet; er fühlte sich in seinem neuen Berufe, den er zwar gewissenhaft treu erfüllte, doch fremd. Sein Herz hing immer an der Erziehung und blieb dem Bildungsgeschäfte der Menschheit zugewandt, bis ihn im 64sten Jahre, wo er erst weise genug zu seyn glaubte, um das Leben anfangen zu können, ein sanfter Tod in das Reich des Lichtes und der Wahrheit führte. Leicht und

süß ist der Tod des Gerechten. Er starb an einem Schlage, den 23. Juny 1826.

In seinem Testamente verbot er allen Pomp bey seiner Beerdigung. Die Liebe seiner Schüler und aller Redlichen, die ihn ganz kannten, begleitete ihn zur Gruft. Oefters erscholl Grabmusik über dem Erdhügel des verklärten Lehrers und Freundes, und zarte Jungfrauen schmückten sein Grab mit der Blumeninschrift: Dem weisen Denker!

Schlummere sanft, bester Lehrer! Die Unsterblichkeit, die Du uns begeistert und begeisternd lehrtest, ist nun Dein, und im Reiche Gottes, den Du nur lieben, nicht fürchten konntest, wird auch Dir nur Liebe zu Theil werden!

Weillers Schriften.

Ueber den nächsten Zweck der Erziehung nach kritischen Grundsätzen. Regensb. 1798.

Grundlinien eines auf die Natur des jungen Menschen berechneten Schulplans. München bey Lind. 1799.

Ueber die gegenwärtige und künftige Menschheit, eine Skizze zur Berichtigung unserer Urtheile über die Gegenwart, und unserer Hoffnungen für die Zukunft. 1799. Ohne Angabe des Druckortes.

Versuch einer Jugendkunde. München bey Lindauer 1800.

Erbauungsreden für Studierende in den höheren Klassen. München bey Lind. 1802.

Versuch eines Lehrgebäudes der Erziehungskunde. Münch. Lind. I. Bd. 1802. II. Bd. 1805.

Mutschelles Leben. Münch. Lentner 1803.

Geist der allerneuesten Philosophie der Herrn Schelling, Hegel und Kompagnie, eine Uebersetzung aus der Schulsprache in die Sprache der Welt. Münch. Lentner. 1. Th. 1802. 2 Th. 1804.

Anleitung zur freyen Ansicht der Philosophie. Münch. Lentner 1804.

Verstand und Vernunft, untersucht von Caj. Weiller. „Fällt alles Licht durch die Seitenfenster, oder einiges auch von Oben ein?

Ideen zur Geschichte der Entwicklung des religiösen Glaubens. Münch. Fleischmann 1808. I. Th. bey Giel 1812. II. Th. III. Th. Giel 1814.

Grundriß der Geschichte der Philosophie. 1813. Giel.

Grundlegung zur Psychologie, bey Lent. 1817.

Kleine Schriften, Schulreden I. Bd. Akademische Reden II. Bd. 1822. im Schulbücherverlag.

Geist des ältesten Catholizismus als Grundlage für jeden spätern, ein Beytrag zur Religionsphilosophie. Seidel, Sulzbach 1824.

aufg. in kleine 'Schriften' { Über die religiösen Aufgaben unserer Zeit. 1820. (1819?) / Was ist Christentum? 1819

Thomas Morus.

So schwer den Menschen jeder Wechsel ihrer einmal angewohnten Lebensweise wird, so ist es ihnen in der Regel doch leichter, sich im Drange der Umstände unter neue Formen zu fügen, als von den alten wenigstens diejenigen zu bewahren, welche dieser Bewahrung werth sind. Die Meisten unsers Geschlechtes sind im Wesentlichen, wie im Zufälligen die Geschöpfe ihrer Umgebungen. Ihre Ueberzeugungen und ihre Charaktere werden ihnen, wie ihre Witterungen, von dem jedesmal herrschenden Winde gegeben.

Nur selten hat Einer Kraft und Muth, größer zu seyn, als seine Zeit, und ihr voranzugehen, wenn sie zurückbleibt, oder zurückzubleiben, wenn sie zu Thorheiten und Verbrechen forteilt. Selbst unsere meisten ausgezeichneten Menschen sind nur die unwillkürlichen Produkte einer ungewöhnlichen geistigen Witterung. Neue, wichtige Verhältnisse wecken neue, gewaltige Meinungen und neue große Begierden. Aber Meinungen sind noch

keine Wahrheiten, und große Begierden keine großen Tugenden. Und sich selbst angehörig, folglich keine bloße Kreatur der Laune seines Zeitalters, ist doch nur derjenige, welcher in eigenen Ueberzeugungen, und in frey gewählten Tugenden wurzelt.

Ich möchte daher unsere sogenannten Ausserordentlichen in Gewöhnliche und Ungewöhnliche theilen. Von der ersten Art gibt es immer bald genug, wenn man ihrer unumgänglich nöthig hat. Die Zeit, die ihrer bedarf, macht sich selbige in hinreichender Menge. Von der zweyten Art ist die Anzahl ungleich kleiner. Diese können aber auch nicht so bloß mit den Wellen daher rinnen. Diese müssen sich immer erst aus eigenen Kräften durch den Wogenbruch, und gegen ihn emporkämpfen.

Thomas Morus ist Einer dieser Seltenen.

Er war von armen, aber redlichen Aeltern geboren, und in soferne in Rücksicht des ersten, also wichtigsten Zeitpunktes seines Daseyns sehr glücklich; denn ich kenne für die frühesten Regungen menschlicher Anlagen keine günstigere Atmosphäre, als die — einer guten und armen Familie. Der gesunde, reine Menschensinn wirkt da als Sonne, und die Armuth hält

manche Wolke der Künsteley zurück, welche die Wirkung der natürlichen Wärme nur stören würde. In unserm Morus zeigten sich daher auch schon früh die schönsten Keime, die zu den herrlichsten Erwartungen berechtigten. Schon als Kind zeichnete er sich durch eine seltene Folgsamkeit, und durch eine Freundlichkeit aus, die ihm alle Herzen gewann, und als Knabe that er es jedem seiner Gespielen an Fleiß, an Ordnung, an Dienstfertigkeit, an Bescheidenheit, und an wahrer herzlicher Frömmigkeit zuvor.

Freylich! an manchem unserer jetzt gangbaren Erziehungs-Maßstäbe gemessen, würden die Hoffnungen, wozu man sich berechtigt glaubte, nicht sehr groß erscheinen. Jetzt hält man oft vielmehr nur Eigensinn, Trotz, Unbändigkeit, Wildheit u. dgl. für Vorboten künftiger Größe, obwohl man sich ununterbrochen von der Erfahrung widerlegt sieht; obwohl man nämlich aus unsern jungen Kraftwesen immerwährend die allertäglichsten Werktags-Menschen hervorgehen sieht; obwohl man also täglich sieht, wie z. B. die ehemals unruhigsten Wunderkinder nun die leblosesten und unbrauchbarsten Männer, wie die ehemals unbändigsten Wildlinge nun die geschmeidigsten Sklaven sind u. s. f.

Nein! die Pflanze der Menschheit macht

von den übrigen organischen Bildungen keine entehrende Ausnahme. Auch an ihr sind die Blüthen nicht das Häßlichere. Wenn das junge Bewußtseyn ungestört geweckt wird, so erwacht es gleich zu dem herrlichen Gefühl seines vollen, lebendigen Daseyns, und darum auch gleich — zur Liebe, und mit ihr zu allen jenen schönen und seligen Trieben von Annäherung, Verbinden, Zuvorkommen, also von Folgsamkeit, Dienstfertigkeit u. dgl., welche das unzertrennliche Gefolge derselben sind. Und insbesondere kündigt sich die künftige, große Kraft schon früh durch ein kräftiges Anschlingen an eine höhere Welt, durch eine lebendige, alle Theile ihres Wesens durchdringende, Frömmigkeit an. Schon zu ihren ersten Regungen genügt ihr die bloße handgreifliche Gegenwart nicht. — Auf einer solchen Grundlage erhebt sich aber alsdann die Natur des Menschen immer bald auch von allen übrigen Seiten in ausgezeichneter Herrlichkeit. Morus war schon als junger Mann in vieler Hinsicht vortrefflich gebildet, und da seinen großen, und eben darum bescheidenen Vorzügen allenthalben die Liebe seiner Mitbürger entgegenkam, so konnte es nicht fehlen, daß er nicht bald zu mancherley Stellen im Staate gesucht wurde. Er stieg, je weniger er es suchte, schnell von Stufe zu Stufe, und ward zuletzt —

Kanzler von England. — Auf dieser Laufbahn des sogenannten Glückes zeigte er, daß er zu den Wenigen gehöre, welche dem Amte mehr Ehre mittheilen, als sie davon empfangen. Er blieb sich bey allen äußern Auszeichnungen in seinem Innern stets selbstgetreu, immer derselbe freundliche, anmassungslose, und — gewissenhafte Mann.

Ein Großer des Reichs hatte einen wichtigen Prozeß, und wünschte den Kanzler zum Freunde zu haben. Er schickte daher diesem zwey silberne Flaschen von (damals) beträchtlichem Werthe. Der Kanzler ließ sie sogleich mit dem beßten Weine aus seinem Keller füllen, und sagte dem Ueberbringer: „daß ihm aller Wein in seinem Keller zu Gebote stehe."

Einem Andern, der ihn in einem ähnlichen Falle durch eine Summe Geldes gewinnen wollte, antwortete er: „Wozu dieß Geschenk? Haben Sie Recht, so brauchen Sie mir mein Urtheil nicht erst abzukaufen. Und haben Sie Unrecht, so werden mich alle Schätze der Welt nicht bewegen, zu Ihrem Vortheile zu sprechen."

Daß diese Worte in seinem Munde keine leeren Phrasen waren, bewies er durch sein

späteres Leben, wo er seiner Pflicht im Kampfe mit der Willkühr wirklich Alles opferte.

Seine Schicksale hatten ihn unter die unruhige, und in vieler Hinsicht empörende Regierung Heinrich VIII. versetzt. Ein solcher König mußte mit einem solchen Kanzler bald in Kampf gerathen. Jener mußte bald Forderungen machen, die dieser nicht zugestehen durfte, und deßwegen auch nicht zugestand. Heinrich riß sich, wie bekannt, eben nicht aus den lautersten Absichten, von der römischen Kirche los, und erklärte sich selbst für das Oberhaupt derselben in England. Seine Unterthanen mußten in dieser Rücksicht den Huldigungs-Eid leisten. Auch der Kanzler sollte schwören. Allein — der Kanzler schwor nicht. Ihm war dieser Eid ein Hochverrath an dem Heiligsten, an seiner Religion. Dem Könige lag aber natürlich sehr viel daran, auch seine Huldigung zu erhalten. Es wurden daher verschiedene Versuche gemacht, den Kanzler zur Nachgiebigkeit zu bestimmen. Man suchte ihn mit Erörterungen, Zweifeln, Ermahnungen beyzukommen. Man bestürmte ihn mit Schmeicheleyen, Versprechungen, Drohungen: — der Kanzler blieb unbewegt. Nun ward der König aufgebracht, und griff — nach seinem Regale. Er ließ ihn in den Kerker werfen, und ihm den Proceß machen.

Unter den Richtern fehlte es nicht an niederträchtigen Kreaturen, welche die Gunst ihres Despoten gern um ein Verbrechen erhandelten. Sie sprachen auf den Tod. Allein dem Kanzler war sein Eid — um keinen Preis feil.

Dieses Urtheil war vorauszusehen. Seine Freunde waren ihm deßwegen mit ihren Vorstellungen auch in sein Gefängniß gefolgt. Allein er war unerschütterlich. Sie fragten ihn einst, ob denn er allein anderer Meynung seyn wolle, als der große Rath von England. „Wenn ich allein wider das ganze Parlament wäre, antwortete er, so würde ich ein Mißtrauen in mich setzen; aber es ist auch die ganze Kirche für mich, welche der große Rath der Christen ist.“

Eben so unerschütterlich zeigte er sich gegen die Bitten seiner eigenen Familie. Seine Frau bat ihn mit Thränen, sich doch für seine Kinder zu erhalten. „Wie lange meinst du wohl, fragte er sie, würde ich noch leben können?“ — Wenigstens zwanzig Jahre, äußerte sie. „Nun, erwiederte er, und diese zwanzig vergänglichen Jahre soll ich — einer Ewigkeit vorziehen?“

Seine Tochter konnte bey seinem Anblick im Kerker nichts weiter vorbringen, als: O,

mein Vater! — Er schloß sie in seine Arme, und tröstete sie: „Mein Leiden kömmt von Gott, sagte er, ich habe es nicht verschuldet. Gottes Schickungen sind aber immer gut und weise, wenn wir sie auch nicht begreifen. Wir wollen uns also seinem heiligen Willen unterwerfen, und das mit Hingebung ertragen, was sein unerforschlicher Schluß über uns verhängt hat.“ —

Er ward endlich vor seine Richter geführt, um von ihnen selbst sein Todesurtheil zu vernehmen. Er hörte es mit seltener Ruhe an, nahm von ihnen auf die edelste Art Abschied, und bat nur noch Gott, daß er den König künftig vor ähnlichen Ungerechtigkeiten bewahren möge. So kehrte er wieder in sein Gefängniß zurück, brachte den Abend mit religiösen Betrachtungen und Gebet zu, und schlief ruhig, bis an den Morgen. Da trat einer seiner Freunde herein, und wollte ihm ankünden, daß in einigen Stunden die Execution vor sich gehen werde. Allein er konnte vor Schmerz kein Wort vorbringen, und nun mußte Morus wieder trösten. Er that es, indem er ihm auf jenes bessere Leben hindeutete, wo sie sich wieder finden würden. Mit diesem letzten Trost verband er zugleich die Bitte,

seine Feinde von ihm zu grüßen, und sie zu versichern, daß er ohne Haß gegen sie aus dieser Welt gehe.

Nun war die Todesstunde erschienen, und Morus betrat den Weg zum Blutgerüste mit ruhigem, ja sogar mit heiterm Ernste. In seinem Innern meldete sich so wenig irgend eine Regung von Furcht oder Angst, daß er in diesen angreifenden Augenblicken sogar noch des Scherzes fähig war (Etwas, das von Manchen, die die Tiefe seiner Kraft nicht fassen konnten, getadelt wurde). So z. B. antwortete er dem, welcher ihm die Nachricht brachte, daß der König aus eigener Bewegung seiner Gnade sein Todesurtheil in eine bloße Enthauptung abgeändert habe: „Gott bewahre alle meine Freunde vor einer solchen Gnade.“ Als er am Blutgerüste stand, bat er die Umstehenden, ihm hinauf zu helfen, und fügte bey: „Ich will euch nicht zumuthen, mir wieder herab zu helfen.“ — Als er den Kopf auf den Block legen wollte, hatte sich sein Bart unter dem Kinne verwickelt. Er machte ihn los, und sagte dabey zum Nachrichter: „Mein Bart hat keine Verrätherei begangen. Es wäre Unrecht, auch ihn abzuhacken.“ Nun erst legte er sich mit der ruhigsten Besonnenheit hin, und — empfing den Todesstreich.

Kleinjogg.

Es kann glänzendere Geschenke des Himmels geben, als bloß eine gesunde Seele in einem gesunden Körper (als jenes alte mens sana in corpore sano). Ein schöneres, als dieses aber gibt es nicht. Es ist die Grundlage jener so leichten, und doch so seltenen Weisheit eines herrlichen Lebens, die sich ohne irgend eine kunstreiche Pflege bloß an dem Hauche einer freundlichen Natur von selbst zu erheben scheint, und die gewöhnliche Schulweisheit, deren Vorbild sie seyn sollte, und meistens nicht ist, in der Regel unendlich weit hinter sich läßt.

Die Vorsehung sendet von Zeit zu Zeit in verschiedenen Gegenden einen Weisen dieses Geistes, damit die ewige Lehre des Himmels in seinem Leben wieder einmal deutlicher durch die wandelnden Gewölke der Erde dringe, und die Menschen seines Kreises den Standort der Sonne nicht ganz verlieren.

Ein solcher Sokrates für seine Bezirke war auch Kleinjogg, eigentlich genannt Jakob Gujer von Wormetschwil im Kanton Zürich.

Er war zwar nur ein Bauer; aber deßwegen nicht nur besser, sondern auch verständiger, als Viele aus den sogenannten höhern und gebildeten Klassen, und (was nicht zu vergessen ist) verständiger wieder nicht nur etwa in den zufälligen Angelegenheiten und Beziehungen seines Standes, sondern auch in den allgemeinen und wesentlichen — der Menschheit überhaupt. Der achtungswürdige Gelehrte, Hirzel, wurde in dem Gespräche, das er mit ihm über die Pflichten und Freuden jedes Standes angeknüpft hatte, von Bewunderung ganz hingerissen, und bis zu Freudenthränen gerührt. Er glaubte, wie er öfters erzählte, einen Weisen des Alterthums vor sich zu haben.

Kleinjogg hatte seines Vaters Hof mit vielen Schulden belastet übernommen. Er kämpfte sich aber durch Fleiß, Einsichten, Muth und Redlichkeit bald in bessere Umstände empor. Sein heller Kopf sah bald die Möglichkeit einer gründlichern und vielfachern Benützung seines Eigenthums, und da er nun überhaupt für Oekonomie den Grundsatz aufstellte: „Man müsse so lange an keine Vermehrung der Gründe denken, bis man nicht diejeni-

gen, welche man schon besitzt, auf den höchsten Grad der Vollkommenheit gebracht habe," so war sein Augenmerk vorzüglich auf diese möglichst größte Vervollkommnung seines Gutes gerichtet. Dazu hatte er vor Allem ausgezeichnete Dienstbothen nöthig, und diese mußte er sich gewissermassen erst selbst ziehen. Er bewerkstelligte dieses dadurch, daß er sie überall das Uebergewicht seines Geistes lebendig fühlen ließ. Er zeigte ihnen in jedem Fache, wozu er sie anstellte, tiefere Einsichten, und eine unermüdlichere Thätigkeit. Er wußte Rath, wenn ihn sonst Niemand wußte, und sein Rath bewährte sich durch den Erfolg. Und er war der Erste und der Letzte bey der Arbeit. „Das Gesinde, pflegte er öfter zu sagen, darf die Sache nicht besser verstehen und machen, als der Hausvater, sonst gehorcht es nicht." Eine zweyte Hauptrücksicht zur Emporbringung seines Hauswesens war eine weise Eintheilung der Geschäfte in die verschiedenen Zeiten. Kraft und Zeit sind die beyden wichtigen Kapitalien, die, gehörig benützt, unglaublich wuchern. So wie ihm also Nichts von jener ungebraucht verloren gehen sollte, so auch von dieser. Es war daher kein Zeitpunkt so unbedeutend, oder so ungewöhnlich, wo er nicht entweder für sein Gesinde, oder wenigstens

noch für sich was abzuthun hatte. Jeden von Feldbau müssigen Augenblick erwartete ihn zu Hause die eine oder die andere, grössere oder kleinere, in das Uebrige aber immer wichtig ein- greifende Verrichtung. Wenn in andern Häu- sern müssig gegangen, oder zwecklos nur gegen Langeweile gehandirt wurde, so ward in dem Seinigen zum Behufe des Ganzen gearbeitet. Er selbst benützte sogar seine schlaflosen nächtli- chen Stunden zu solchen häuslichen Geschäften. Für ihn war aber auch die Arbeit schon an und für sich Bedürfniß, einer der allerunentbehrlich- sten Bestandtheile seiner Glückseligkeit. Ich bin nie gesünder und vergnügter, als wenn ich arbeite, pflegte er oft zu sagen.

Einige Frömmler, die seinen wachsenden Wohlstand beneideten, rechneten ihm diese, schlech- terdings unermüdliche Thätigkeit sogar als Sünde an. Er arbeitet sich ja zu Tode, sagten sie, und sein Gesinde richtet er auch zu Grunde. So geht es, setzten sie mit einem geheimen Glückwunsche an ihre eigene Heiligkeit hinzu, wenn man nur an der Erde hängt. Die klein- lichen Menschen, denen selbst ihr Himmel nur deßwegen lieb war, weil er ihnen als eine kost- barere und bequemere Erde erschien, sie tadel- ten einen Mann, der sich nur darum so emsig und freudig mit seiner Erde beschäftigte, weil

es für ihn auf ihr himmlische Pflichten zu erfüllen gab. Er sollte seine Gläubiger befriedigen, er sollte seinen Kindern einst ein glücklicheres Erbe hinterlassen, als ihm zu Theil geworden war, — das, und nicht die Scholle und der aus ihr für sich allein zu ziehende Gewinn — diese Gerechtigkeit und ihr ganzes heiliges Gefolge von allen übrigen Tugenden und Beseligungen war es, und nicht die Erde, woran sein Herz hieng.

Er bewieß diese höhere Richtung seines Geistes unter andern gleich bey folgender Gelegenheit unwiderleglich genug. Er war der einzige Weinschenk im Dorfe. Wäre es ihm zunächst und zuletzt um nichts Anderes, als nur um Erwerb zu thun gewesen, so hätte er in dieser Schenkfreyheit bey seiner Klugheit eine sehr leichte und sehr ergiebige Erwerbsquelle besessen. Allein er bemerkte, daß die nicht immer auferbaulichen Reden und Handlungen seiner Gäste nachtheilige Einflüsse auf die Bildung seiner Kinder hatten, und sogleich that er auf die Vortheile Verzicht, die mit seinen Pflichten nicht vereinbar waren. Er gab seine Schenke auf.

Diese Gewissenhaftigkeit für die edlern Zwecke der Menschheit drückte sich in seinem ganzen Leben ab. Allenthalben wurde von ihm der sogenannte Vortheil der Pflicht, allenthalben die

Klugheit dem Gewissen untergeordnet. Er glaubte an keinen andern wahrhaften Nutzen, als an den Segen von Oben, der unserer Tugend hienieden verheissen ist, und er strengte sich überall für keinen andern Erwerb an, als für einen solchen, der mit der Regel der strengsten Pflicht vereinbar war. Er opferte gerne jeden äußern Vortheil an zeitlichen Gütern auf, wenn derselbe nur um den Preis eines innern Nachtheils für die ewige Bestimmung des innern Menschen erhalten werden konnte. — Eine solche Tugend ist nothwendig immer zugleich religiös, — wahrhaft religiös in Gefühlen, Gesinnungen und Handlungen, nicht bloß in Worten und Gebehrden, — und aufgeklärt religiös, ohne Kopfhängerey und Sklavensinn. Und das war dann auch Kleinjogg in hohem Grade. Wie ihn in alle Verhältnisse seines Lebens das klare und lebendige Bewußtseyn des Gesetzes von Recht und Unrecht hineinbegleitete, so verließ ihn auch der reine und innige Glaube an den heiligen Gründen dieses heiligen Gesetzes nie. Und wenn seine Reden nur dann, wenn dieser Gegenstand wirklich zur Sprache kam, seine Ehrfurcht für die über uns waltende heilige Macht verkündete, verkündeten seine Handlungen dieselbe immer. Diese anhaltende, den ganzen Menschen durchdringende, und alle seine Neigungen zügelnde,

heilige Scheue vor einem heiligen Gott war ihm das Wesen der Religion, unerläßlicher, als die gewöhnlich sogenannten Religions-Uebungen. Indeß vernachlässigte er auch diese nicht. Und wie ihm diese als Anregungsmittel für jene war, ist daraus klar, weil er außer den gewöhnlichen kirchlichen Uebungen in seiner Familie auch noch einen eigenen Haus-Gottesdienst für alle Sonntage eingeführt hatte, der mit Singen der Psalmen und Lesen der Bibel gefeyert wurde. Und selbst an den Arbeitstagen ging er des Morgens nie an sein Tagewerk, ohne zuvor mit seinem Gesinde um Segen von Oben gebetet zu haben. Wenn aber freylich manchesmal ein schnell zu leistender Liebesdienst mit der eben zu verrichtenden gottesdienstlichen Handlung in Rücksicht der Zeit zusammentraf, so mußte diese jenem weichen. Er hielt, auf Treue und Glauben der Bibel und seines Herzens, die That alsdann für gottesdienstlicher, als das Wort. Und wenn er des Sonntags auf die zuvor berührte Art die äußeren Religionspflichten befolgt hatte, so glaubte er die Feyer dieses Tages alsdann durch manche kleine Verrichtung für die Geschäfte des folgenden Tages weniger zu entweihen, als durch Müssiggang oder Spiel. — Dieses zog ihm nun wieder von den Frommen des gewöhnlichen Schlages manchen Vorwurf zu, wogegen er sich

aber freylich bey der Güte seiner Sache, und bey der Klarheit, mit welcher er dieselbe aufgefaßt hatte, immer leicht und überzeugend rechtfertigen konnte. So z. B. sagte er einmal einem solchen Eiferer, der ihn darüber zur Rede gestellt hatte: „Viele Menschen verlassen sich auf das Lesen und Bethen so sehr, daß sie es mit der Erfüllung ihrer Pflichten nicht sehr genau nehmen zu dürfen meinen.“ — So sprechen alle Religionsverächter, erwiederte der getroffene Frömmler. — „Ich verehre die Religion, fuhr Kleinjogg fort, ich gehe gerne in die Kirche; aber ohne Rechtthun frommt das Kirchengehen zu Nichts. Wer auf Unrecht denkt, und bethet, der lügt. Wenn das Religion ist, so wäre es besser, es gäbe keine.“ Nun gerieth sein Gegner in Hitze, und rief: das ist abscheulich. Jetzt glaube ich wirklich, was ich hörte, daß du am hohen (bey uns sogenannten grünen) Donnerstage Nachmittags gepflügt, und an einem Sonntage den Pflug von einem Acker auf den andern getragen hast, auf welchem du den künftigen Tag bauen wolltest. — „Alles das ist wahr, versetzte unser Edler mit der Ruhe des Bewußtseyns seiner gerechten Sache: da ich des Morgens bey der Kommunion die Erfüllung

meiner Pfichten gelobte, so glaubte ich keine Sünde zu begehen, wenn ich den Nachmittag sie wirklich zu erfüllen anfinge. Und daß ich an einem Sonntage den Pflug von einem Acker auf den andern trug, ist dieses sündlicher, als wenn ich Kegel geschoben hätte? Trägt doch auch der Pfarrer seine Bücher am Sonntage hin und her."

So ein großer Verehrer er übrigens von einer wahren Religiosität war, so sehr er, wie wir hörten, die Gottesfurcht nicht bloß in Handlungen, sondern auch in Worten dargestellt wissen wollte, eben so sehr haßte und verabscheute er auch alle mechanischen Andachtsübungen, und arbeitete deßwegen in seinem Kreise nach Kräften immer auf eine, von Innen kommende freye und freudige Gottesverehrung hin. Und sein reiner klarer Blick zeigte ihm in dieser Hinsicht immer auch gleich diejenige Seite, von welcher er seinen Angehörigen die verschiedenen Religionsübungen darzustellen hatte, um dieselben ihren edlern Neigungen näher zu bringen. So z. B. ging er bey seinen Belehrungen über das Gebet von dem Grundsatze aus, daß wir ja Gott, wenn wir ihn kennen, lieben müssen, und daß es uns daher, wenn wir ihn lieben, nur Freude machen könne, an ihn zu denken,

d. i. zu ihm zu bethen u. s. w. So ausgezeichnet klar und richtig waren alle seine Ansichten der allgemeinen Angelegenheiten der höhern eigentlichen Menschheit. So z. B. äusserte er sich öfter, wenn von Vermehrung und Begründung der öffentlichen Glückseligkeit die Rede war: „Von der sittlichen Veredlung muß angefangen werden, wenn die Glückseligkeit vermehrt und befestigt werden soll. Und da könnten nun die Prediger das Meiste thun. Aber sie müßten dann in ihren Predigten und bey ihren Besuchen immerwährend dahin arbeiten, die Menschen zu überzeugen, daß man seine Gottesfurcht durch Nichts so gewiß und ganz beurkunden könne, als durch getreue Erfüllung seiner Berufspflichten, und durch strenge Gerechtigkeit gegen seinen Nächsten. Jetzt predigen und reden sie meistens zu gelehrt, geben zu künstliche und unbestimmte Text-Erklärungen, die der gemeine Mensch nicht versteht, und wodurch er also nicht inne wird, wie er leben soll. Kein Wunder alsdann, wenn der Glaube herrschend ist, daß mit dem Kirchengehen alles Gute gethan, und alles Böse abzubüssen sey. u. s. w.“ —

Es gibt eine Aufklärung aus und durch Tugend. Wo aus dem Herzen keine faulen Dünste zu Nebeln aufsteigen, dort ist es nothwendig auch im Kopfe heiter, und rein lebendig. Aus den tausend schönen Regungen edler Triebe keimen tausend klare Vorstellungen über alles Wesentliche der Menschheit hervor, und bewirken im Menschen einen vollen herrlichen Frühlingstag. Eine solche Aufklärung war die — unsers Kleinjogg's.

Dieser ausgezeichneten Uebermacht seines ganzen Geistes mußte nothwendig jene freywillige Unterwerfung von Seite der übrigen Genossen seines Standes und Kreises folgen, wodurch untergeordnete Geister die Ueberlegenheit Größerer — früher oder später — endlich immer anerkennen. Kleinjogg ward bald der Rathgeber, der Freund, der Vater aller seiner Nachbarn und Gemeindeglieder. Er ward selbst in ihren Streitigkeiten ihr gewöhnlicher Richter. Wie groß dadurch sein Einfluß auf seine ganze Umgebung wurde, ist einleuchtend.

Sein Name ward aber, wie es so viele und herrliche Vorzüge verdienten, nicht bloß in seiner Gemeinde gefeyert. Er ward bald auch andern Gemeinden, er ward selbst dem Auslande verehrungswürdig. Reisende suchten unsern

Edlen auf, um sich an dem unmittelbaren Anblick seines schönen Daseyns zu sonnen.

Eine solche, besonders rührende Zusammenkunft hatte einst zwischen dem Prinzen Eugen von Würtemberg, und unserm Kleinjogg in Schinznach Statt. „Es freut mich, rief der Prinz dem Bauer entgegen, dich zu sehen, da ich so viel Gutes von dir gehört habe.“ „Mich freut es auch, sagte Kleinjogg gerührt, euch zu sehen, Herr Prinz! Es ist gar zu schön, wenn große Herren zu Bauern herabsteigen.“ — „Ich steige nicht herab, fuhr der edle Prinz fort, ich steige hinauf. Du bist besser, als ich;“ und Freudenthränen entquollen dem trefflichen Prinzen über den Anblick des seltenen Bauern, dessen Geistesklarheit und Unbefangenheit er mit den übrigen Badegästen nicht genug bewundern konnte. Eine herrliche Huldigung!

Bartholomäus de Las Casas.

Charaktere, wie derjenige ist, den wir an dem in der Aufschrift genannten Edlen verehren: solche Charaktere waren immer selten. Kein Wunder also, wenn sie unsern überhaupt charakterlosen Zeiten fast ganz fremd geworden sind. Einst wurden sie aber, wenn gleich auch nicht oft nachgeahmt, wenigstens doch sehr allgemein bewundert und verehrt. Allein jetzt werden sie gewöhnlich gar nicht einmal mehr verstanden. Man begreift sie meist nur noch — als Wirkungen einer wohlthätigen Schwärmerey, also als gutartige Thorheiten. Man empfindet zwar die ungewöhnliche Glut, die in ihnen brennt. Allein unbekannt mit der Flamme des höheren Gefühles glaubt man in ihnen nur die sprühenden Funken einer erhitzten Phantasie zu erblicken. Und das ist sehr na-

türlich. Wo das todte Herz ein ihm ungewohntes Leben findet, dort leitet es dasselbe von der Unruhe eines irren Kopfes ab. —

Die Blutmasse ist aber doch, wahrlich! nicht das Einzige, was das Herz des Menschen in Bewegung setzt, und von ihm ebenfalls wieder in Bewegung gesetzt wird. Auch von Recht und Pficht können Pulsschläge ausgehen, und — wenigstens eben so gewaltige, oft sogar noch kräftigere, als von jenem körperlichen Reitze. Für den ganz und innig erwachten Menschen ist das Leben für die höhern Zwecke der Tugend nicht weniger ein wahres, eigentliches Leben, als das gemeine unter den Bedürfnissen der Sinne. Für ihn ist jenes sogar noch wahrer und unentbehrlicher, als dieses. Er gibt im Falle der Noth lieber den Odemzug seiner Lunge, als seines Geistes auf. Er kann gar nicht leben, wenn er nicht seinem höhern Berufe leben kann.

Die Vorfahren unsers Las Casas waren ursprünglich Franzosen, und ließen sich erst unter Ferdinand II., oder Heiligen in Spanien nieder. Sie nahmen da Kriegsdienste, und zeichneten sich in den Kämpfen gegen die Mauren aus, besonders bey der Einnahme von Sevilien. In dieser Stadt nun erblickte Bartholomäus im Jahre 1474 das Licht der Welt.

Seine Geburt fiel also unter die merkwürdige Regierung Ferdinand des Katholischen und Isabellens, folglich in die große weltgeschichtliche Periode der Entdeckung Amerika's.

Ungewöhnliche Zeiten wecken immer bald mehre ungewöhnliche Menschen. In Las Casas gaben sie der Welt, was ungleich seltener geschieht, auch einen ausgezeichneten Edeln. Wirklich ist sein ungemeiner Edelmuth in jenen Tagen einer allgemeinen bis zu einer Art von Wuth gesteigerten Goldbegierde so überraschend, als mitten in einer großen Sandwüste — eine unerwartet schöne Vegetation.

Er gieng als ein Jüngling von 19 Jahren mit seinem Vater nach Indien, wohin dieser im Jahre 1493 den großen Columbus begleitete. Nachdem er dort einige Jahre zugebracht hatte, kehrte er wieder nach Spanien zurück, vollendete seine Studien auf der Universität von Salamanka, und wurde — ein Geistlicher. — Nun trat in seinem Leben bald jener wichtige Zeitpunkt ein, in dem sich die ganze große Eigenthümlichkeit seiner Tugenden und seiner Schicksale entschied. Sein Vater hatte ihm einen Sklaven geschenkt. Jetzt ließ die Königin Isabella ein Edikt aller von Columbus nach Spanien gebrachten Indianer ergehn. Dieses Edikt

sprach gewissermassen nur die dunkeln Wünsche und Ahnungen unsers Bartholomäus aus, und sanktionirte sie auch öffentlich. Er eilte, den ihm angehörigen Indianer seiner ursprünglichen Freyheit und seinem Vaterlande wieder zu geben. Er entließ ihn reichlich beschenkt nach Hause. Und in diesem Augenblicke stand in ihm der Vorsatz, sich der bedrängten Indianer überhaupt mit Nachdruck anzunehmen, deutlich und kraftvoll da. Von nun an gehörte er nicht mehr sich, sondern jener unglücklichen Menschengattung, und dem ihm jetzt klaren Berufe an, der Erleichterung ihres Schicksals sein eigenes zu opfern.

Er ging in dieser Hinsicht mit dem Vicekönig von Hispaniola, Don Nikolaus Dovando nach Amerika, wo ihn Diego Velasquez, der Statthalter von Kuba, an sich zu ziehen suchte. Er erhielt von diesem Manne ein Amt, das er nicht suchte, und das er eigentlich nur darum annahm, um vor der Hand irgend einen festen Punkt für seine neue Wirksamkeit zu gewinnen. Sobald er aber sah, daß er sich hierin getäuscht hatte, daß er in seiner Stelle statt eines Mittels für seine grossen Zwecke im Grunde nur ein Hinderniß dagegen übernommen hatte: so entfernte er sich wieder aus einem Kreise, der dem Rufe seines Herzens so wenig entsprach. Er legte nämlich bald ein Amt nieder, dessen Haupt-

bestimmung nur die Befriedigung der Habsucht des Statthalters war. Zwar kündigte sich ihm dasselbe auch als eine sehr ergiebige Quelle zu seiner eigenen Bereicherung an. Allein er war ja nicht seinetwegen, sondern wegen seiner unglücklichen indianischen Mitbrüder nach dem neuen Goldlande gezogen.

Es bothen sich ihm bald andere und günstigere Verhältnisse für seine edlen Absichten dar. Er hatte schon in seinem Vaterlande mit den Dominikanern sehr genaue Verbindungen angeknüpft. Mönche dieses Ordens waren vor Kurzem auch auf Domingo angelangt. Er erneute, erweiterte und befestigte seine alten Beziehungen zu ihnen um so mehr, als er sie über die Mißhandlungen der unglücklichen Indianer ebenfalls in so hohem Grade entrüstet fand, daß sie laut dagegen zu sprechen wagten. Er schloß sich also immer noch näher an sie an. Er vereinigte seine Stimme mit den ihrigen, und donnerte bald mit ganz rücksichtsloser Kühnheit gegen das System von Grausamkeiten, womit fast alle seine Landsleute gegen die wehrlosen Wilden wütheten. Allein er strengte sich mit seinen Verbundenen vergebens an. Jedes Wort von Menschlichkeit gleitete wirkungslos über Herzen ab, welche der Golddurst ausgesaugt und verhärtet hatte.

„Es ist leichter," rief deßwegen am Ende unser Las Casas aus, „einen Indianer zur „christlichen Religion zu bekehren, als einen „Spanier christlich leben zu machen." Ueberzeugt also, daß auf dem Wege blosser Belehrung keine Rettung gegen die Wuth der christlichen Wütheriche zu hoffen sey, und unfähig, die Frevel noch länger mit anzusehen, die man sich gegen die Indianer erlaubte: entschloß er sich nach Europa zurückzukehren, um sich von dort her Hülfe zu holen. Er hoffte nämlich seinen Hof durch eine getreue und lebendige Schilderung des Zustandes der Dinge zur Ergreifung nachdrücklicherer Maßregeln bewegen zu können. —

Er kam Ende 1515 zu Sevilla an, und ging von da mit Empfehlungsschreiben des dasigen Erzbischofs (eines Dominikaners) nach Plazenzia, wo sich der Hof damals aufhielt. Der Beichtvater des Königs, ebenfalls ein Dominikaner, wandte seinen Einfluß auch zu Gunsten des Las Casas an, und schon ward diesem die Erlaubniß zugesichert, den König so lange, als er wolle, sprechen zu dürfen, — als selbiger starb. Dadurch ergab sich in dem Plane unsers Edlen eine Verzögerung, die für ihn sehr peinigend war. Allein seine heilige Ungeduld wußte dem neuen Hindernisse bald auch neue Anstrengungen entgegen zu setzen. Er bewirkte

eine eigene Verordnung zum Beßten der Indianer. Und es ward sogar zu diesem Behufe eine eigene neue Stelle geschaffen, und ihm übertragen. Er wurde nämlich zum — Generalbeschützer jener Unglücklichen ernannt. Und er eilte nun sogleich mit seinen neuen Mitteln und Hoffnungen nach Westindien. Allein seine Hoffnungen täuschten ihn. Die Begierden seiner Landsleute waren stärker, als die Befehle, die er mitbrachte. Man achtete der neuen Verordnungen und ihres entfernten Gesetzgebers nicht. Die Plackereyen gingen ihren gewohnten Gang, und Las Casas sah sich genöthig, nach zwei Jahren, also 1517, wieder nach Spanien zurückzugehen, und seine Klagen neuerdings vor dem Throne seines Königes niederzulegen. Er that es, und erhielt von dem neuen, kräftigern Regenten (Karl den V.) bald neue und strengere Befehle. —

Aber auch diese Befehle blieben im Ganzen ohne Wirkung. Die Begierde kennt keine andere Schranke, als die, welche ihr von der physischen Gewalt gesetzt wird. Wenn daher diese der Uebertretung des Gesetzes nicht gleich unmittelbar als Strafe auf der Ferse nachfolgen kann, so tritt das Gesetz allein immer ohne eigentlichen Erfolg auf. Dazu war aber die Regierung des Mutterlandes zu entfernt. Las Casas mußte

also auf die Realisirung seiner Wünsche im Großen vor der Hand ganz Verzicht thun, und sich indeß damit begnügen, das Schicksal einzelner Indianer so viel möglich zu erleichtern, und für eine größere Wirksamkeit einsweilen nur neue Einleitungen zu treffen, um, wenn sich günstigere Umstände zeigen würden, mit neuen Mitteln gleich bei der Hand zu seyn. Zu diesem Behufe vollendetete er nun seine Verbindungen mit den Dominikanern dadurch ganz, daß er in den Orden derselben selbst eintrat. Er verschaffte sich auf diese Weise zwei sehr wichtige Vortheile. Er ward dadurch der Sorge für sein äußeres Daseyn überhoben, und gewann den ganzen mächtigen Einfluß dieses ausgebreiteten Ordens für seine Zwecke. Er konnte nun alle seine Anstrengung der großen Angelegenheit seines Herzens widmen, und diese seine im Grunde noch immer bloße Privatangelegenheit wurde nun — wenigstens mitunter — auch eine gemeinschaftliche der ganzen mächtigen Gesellschaft, der er angehörte.

Als Ordensmitglied wußte er eine solche Eintheilung seiner Zeit zu treffen, daß dabey weder die neu übernommenen Ordenspflichten vernachlässigt wurden, noch sein übriger großer Beruf als Beschützer der Indianer litt. Ein Theil der Nacht war dem Gebet geweiht, und die Tage gehörten den Un-

glücklichen, die er in den Wäldern und Felsenklüften aufsuchte, um sie zu belehren, und zu trösten.

So fuhr er mehrere Jahre im Stillen zu wirken fort, als sich ihm wieder ein größerer Wirkungskreis öffnete. Es kamen Nachrichten, daß neue Königreiche entdeckt seien. Da gab es also neue Eroberungen zu machen, und neue Grausamkeiten auszuüben. Las Casas hoffte wenigstens diesen neugefundenen Völkern die Frevel zu ersparen, unter welchen die ältern ohne Rettung erlagen. Er ging deßwegen zum drittenmal nach Spanien, und legte dem Kaiser Karl V. in einem Aufsatze, den er die Verheerung Indiens durch die Spanier überschrieb, und den man nicht ohne Schauder lesen konnte, dringendere Vorstellungen, als jemals vor. Er fand den Hof wieder geneigt, dem Uebel nach Kräften zu steuern; Karl ertheilte ihm ein ungemein geschärftes und genau bestimmtes Edikt zu Gunsten der Indianer, und Las Casas eilte mit vielen Hoffnungen in die neu entdeckten Reiche. —

Mit diesen geschärften Befehlen und Vollmachten des Kaisers in der Hand durchzog er nun rastlos die vielen und weiten Reiche von Mexiko bis Peru, und achtete keiner Mühseligkeiten und Gefahren, die ihm in tausend ver-

schiedenen Gestalten auf seinem Wege entgegen-kamen. Was ihn aber mehr als Beschwerden und Schrecken auf seinen ununterbrochenen Wanderungen angriff, war der Jammer der Unglücklichen, deren Elend ihm auch hier wieder allenthalben begegnete, ohne daß er demselben mit seinen neuen Verordnungen im Ganzen steuern konnte. —

Die Barbarey der Spanier erreichte endlich auch in diesen Gegenden wieder einen solchen Grad, daß sich Las Casas abermal nicht anders zu helfen wußte, als durch einen vierten Rekurs an seinen Souverain.

Er reiste in seinem siebenzigsten Jahre neuerdings nach Spanien, und bewirkte dort noch schärfere Befehle. Man gab ihm sogar das Bisthum Chiaza, was er anfangs standhaft ausschlug, und endlich nur darum anzunehmen bewogen wurde, damit er durch die neue Würde seinen Anstrengungen einen neuen, in den damaligen Zeiten höchst wichtigen Nachdruck verschaffte. Allein gegen die Zügellosigkeit einer erstarkten Begierde gibt es, wie zuvor schon erinnert wurde, in der Hauptsache keinen andern Nachdruck, als denjenigen, der aus unmittelbar physischer Gewalt kommt. Der Begierde ist nichts heilig. Sie ist deßwegen auch in abergläubischen Zeiten, wenn es ihr Interesse for-

dert, ungläubig und frivol. Unsern Edlen schützten daher die strengern Befehle und seine höhere Würde so wenig, daß er vielmehr nur schlimmer, als jemals daran war. Zuvor achtete man seiner nur nicht, jetzt mußte man ihn aber zu fürchten anfangen. Man suchte sich also seiner ganz zu entledigen. Es fielen daher nun alle spanischen Befehlshaber über ihn her, und überhäuften ihn mit Drohungen und Beleidigungen aller Art. Hatte er an ihnen zuvor nur keine Freunde gehabt, so hatte er jetzt lauter Feinde. Unser neuer Apostel hatte unter den christlichen Juden und Heiden ohngefähr dasselbe Schicksal, welches die alten unter den jüdischen und heidnischen hatten. Las Casas verzweifelte indeß immer noch nicht. Er stand lange ein Fels gegen den Sturm der Wogen. Da er aber endlich einsah, daß er schlechterdings ausser Stande sey, länger zu widerstehen, und durch seinen Widerstand etwas zur Erleichterung des Schicksals seiner Unglücklichen beizutragen: so entschloß er sich, den Rest seiner Tage in Spanien zuzubringen, um dort für die Indianer wenigstens noch mittelbar zu wirken, da er es hier unmittelbar ganz und gar nicht mehr thun konnte. Er fuhr also in seinem Vaterlande ununterbrochen fort, für das Wohl seiner armen Mißhan-

delten zu reden, zu schreiben, zu bitten, zu rathen u. d. gl. Und er hörte damit nicht eher auf, als bis er zu leben aufhörte, im Jahre 1566 — in dem 92. seines wahrhaft — heiligen Lebens.

Es gibt Menschen, die gerade an den Edelsten am liebsten Flecken aufsuchen; und so wollen Manche dann auch in dem Charakter unsers Edlen eine bedeutende Schattenparthie entdeckt haben. Allerdings ist es auf den ersten Anblick sehr befremdend, daß gerade von diesem rastlos für das Wohl seiner unglücklichen und wehrlosen Mitbrüder arbeitenden Menschenfreunde — der erste Gedanke zur Einführung des Negerhandels gegeben wurde. Unläugbar war es auch wirklich ein Abweg, worauf der Edle in dieser Hinsicht gerieth, und seine Zeitgenossen und Nachkommen verleitete. Allein wurzelte diese Verirrung nicht bloß in seinem Kopfe, sondern auch in seinem Herzen? Wahrlich! es war nur die Schuld von jenem, daß er diesem Volke gegen die Verzweiflung, von der es durch so viele Hindernisse bedroht wurde, keine andere Rettung anbot. Las Casas sah nämlich, daß die stärkern Neger an dem spanischen Joche doch noch weniger leiden würden, als die schwächern Amerikaner. Er glaubte also von zwey Uebeln, welchen beyden auszuweichen ihm schlechthin unmöglich schien, das kleinere wählen zu müssen.

Michael de l'Hopital.

Michael de l'Hopital war im Jahre 1505 in Aigue-Perse in Auvergne geboren. Sein Vater war Leibarzt bei dem Kardinal von Bourbon. Der Sohn wählte eine andere Laufbahn. Sein Genius leitete ihn auf das Feld der Gesetzgebung und Regierung, was gerade damals für sein Vaterland eine große Wohlthat war. Denn gerade damals forderten die Religionszwiste in Frankreich einen ausgezeichneten Mann an der Spitze des Gouvernements, einen Mann, an dessen Einsichten, Muth, Beharrlichkeit und strenger Tugend das Ungewitter, das sich immer schwärzer zusammenzog, sich brechen und zertheilen, oder wenigstens schwächen und verzögern konnte. Ganz gewiß würde der nachmalige Religionssturm ungleich früher ausgebro-

chen seyn, und noch viel fürchterlicher getobt haben, wenn ihn l'Hopitals Weisheit nicht aufzuhalten, und wenigstens in einiger Rücksicht zu mildern gewußt hätte.

Er ward zum Kanzler von Frankreich erhoben, und so groß die Ehre war, die ihm durch diese hohe Würde zuging, so war doch die Auszeichnung, die er durch sein Benehmen dem Amte ertheilte, noch größer. Was sonst nie möglich gemacht werden konnte, „daß die Gesetze auch unter dem Geklirre der Waffen gehört wurden" — das wußte er möglich zu machen. Er brachte es dahin, daß die Gesetze auch da noch sprachen, wo sie sonst immer zu schweigen pflegen — in Unruhen, in bürgerlichen Unruhen. „Er konnte sich nicht einbilden, sagt sein Geschichtschreiber, daß sie je ihre Kraft verlieren könnten. Er that der Vernunft und Gerechtigkeit die Ehre an, daß er sie für stärker hielt, als die Waffen selbst, „und daß ihre Majestät unver„änderliche Rechte über das Herz „des Menschen hätte, wenn man „sie nur geltend zu machen wüß„te." Die Gesetze, welche er gab, zeichneten sich aber auch durch jene seltene Simplicität aus, welche wir an den alten römischen noch immer bewundern. Zugleich zeigten sie bei aller Ein-

fachheit einen solchen Umfang, daß sie nicht bloß die Gegenwart, sondern auch die Zukunft umfaßten, und lange nachher zur Regulirung von Fällen dienten, die von ihnen im Voraus bestimmt waren, ob sie gleich nicht auch im Voraus gesehen werden konnten.

Mit dieser Weisheit in Gebung der Gesetze verband der grosse Mann eine eben so ausgezeichnete Gerechtigkeit und Standhaftigkeit in der Handhabung derselben. Vor dem Gesetze war ihm jeder gleich. Er kannte da keinen Unterschied der Stände oder anderer Verhältnisse. So z. B. hatte sich der Marquis de Trans, Schwiegersohn des Sekretairs der Königinn Mutter, verschiedene Gewaltthätigkeiten erlaubt, worüber er zu keiner Verantwortung gezogen worden war, weil man den Einfluß fürchtete, welchen sein Schwiegervater durch die Gunst der Königinn bey Hofe hatte. Als der Kanzler davon hörte, ließ er den Marquis sogleich vor den geheimen Rath fordern. Dieser erschien mit leichtem Gemüthe; denn die Königinn versicherte ihren Liebling, daß sein Schwiegersohn mit einem unbedeutendem Verweise davon kommen würde. Allein de l'Hopital nahm die Sache ungleich ernster, und machte dem Inquisiten sehr nachdrückliche Vorwürfe, und sagte ihm endlich, da dieser dazu lachte, —

„ob er nicht wisse, daß er ihm ohne viele Weitläufigkeiten den Kopf abschlagen lassen könne?“ „Danken Sie der Königinn, fuhr er fort, und „ihrem Schwiegervater, daß es nicht auf der „Stelle geschieht. Noch weiß ich nicht, was ich „thun werde.“

Er hatte den Atlas, der die Erde auf den Schultern trägt, mit der Umschrift: Impavidum ferient ruinae zu seinem Sinnbild gewählt. Und er zeigte in den stürmischen Zeiten, worin er der Versuche zur Furcht genug zu bestehen hatte, durch sein ganzes, vielfältig bedrohtes Leben, daß sein Symbol keine bloße Verzierung sey. Er kannte z. B. die Macht der Guisen, und den Eifer, womit sie zur Vergrößerung ihrer Gewalt an der Einführung der Inquisitionsgerichte arbeiteten. Er widersetzte sich aber doch ihren Anschlägen ohne alle Scheue. Er sprach öffentlich in der ganzen Rathsversammlung dagegen. Er stellte mit Unerschrockenheit den alle Plane der Guisen zerstörenden Grundsatz auf, daß dem Regenten keine Gewalt über die Gewissen seiner Unterthanen zukomme. Er erklärte es laut für einen frevelnden Eingriff in die Rechte der Gottheit, die geheimen Bewegungen des Herzens vor den äußern Richterstuhl der weltlichen Macht ziehen zu wollen. Vor seinem Geiste stand die innere Heiligkeit der Religion, und ihre über jede

physische Macht hinausragende Erhabenheit mit voller Lebendigkeit, und er scheute keine Rücksicht, diese Ueberzeugung seines Herzens auch öffentlich zu bekennen — mit der ganzen Fülle seiner Beredsamkeit und seiner amtlichen Gewalt.

Dadurch wurde nun aber freylich die Religion des Kanzlers in den damaligen Zeiten Vielen verdächtig; erstens allen denjenigen, die ihre Religion nur auf den Lippen, mit ihren Händen, in ihren Gebehrden herumtrugen; und dann auch noch denjenigen, die selbst — gar keine hatten. Durch diese beyden wurden endlich auch die Uebrigen in ihrer Meinung über des Kanzlers Religiösität bestimmt, die zwar selbst nicht ohne alle innere Religiösität waren, aber auch nicht ohne alle verkehrte. Es gehörte damals zur wahren Religion, jeden Andersdenkenden zu verfolgen, und da nun der Kanzler nach seinem eigenen, offenen Geständniß an keinen heiligen Haß glaubte, so konnte er natürlich nicht unter die Auserwählten gehören.

Was indeß unserm Edlen an Haß gegen die Irrenden und Fehlenden mangelte, das ersetzte sein Haß gegen den Irrthum und den Fehler. Diese, sie mochten von was immer für einer Art seyn, verfolgte er eben so eifrig, als er jene zu schonen suchte: wo alsdann freylich die Letzten mit den Ersten in so genauer Ver-

bindung standen, daß sie nicht von einander getrennt werden konnten, da ließ er allerdings auch den Menschen das Unangenehme seiner Abweichung vom rechten Wege fühlen. Wahrheit und Recht gingen ihm über Alles. So z. B. rügte er mit Nachdruck jeden Angriff auf sein Amt, dessen Ansehen in seiner vollen Kraft zu erhalten damals so äußerst wichtig war. Der Connetable von Montmorni sagte dem Kanzler einst in einem harten Tone, daß sich Leute, die nur mit den Gesetzen zu thun hätten, in das Kriegswesen gar nicht mischen sollten. „Freylich," antwortet l'Hopital darauf, „haben wir andere und bessere Dinge zu thun, „als Armeen anzuführen. Wir wissen aber, „wann und wie man sich derselben zum Besten „des Staates bedienen muß." — Eben so scharf strafte er den päbstlichen Legaten, der ihm in der Hitze vorwarf, daß er nicht wisse, was sein Amt erfordere. „Wenigstens habe ich es zu „lernen gesucht," antwortete er; „Sie aber, „mein Herr, der Sie so viele Bisthümer besitzen, „haben nie gesucht, sich in den bischöflichen Pflichten zu unterrichten."

Ein so unerschrockener, aufrichtiger, und überhaupt streng redlicher und gewissenhafter Mann war nicht nach dem Geiste der damaligen Faktionen. Man bewirkte also endlich seine Ent-

fernung von einem Posten, auf welchem er der Partheywuth seiner Zeiten in so vieler Rücksicht hinderlich war. Er wurde vom Rathe ausgeschlossen. Diese Ausschließung machte so viel Aufsehen, daß der Prinz Conde öffentlich erklärte, l'Hospitals Entfernung aus dem Conseil sey ein sicherer Beweis, daß verderbliche Plane gegen die Ruhe der Bürger im Werke seyen. Und es bestätigte sich dieses durch die nachfolgenden Ereignisse bald nur zu sehr. Es kam der berüchtigte Bartholomäus-Tag, jener schreckliche Tag eines tausendfachen Bruder-Mordes. —

Man zitterte auch für l'Hopitals Leben. Dieser Edle hatte sich nach seiner Absetzung zwar auf sein Landgut in die Einsamkeit zurückgezogen, und schien in so ferne kein nothwendiger Gegenstand der allgemeinen Verfolgung mehr zu seyn. Allein seine Thaten mußten den Verfolgern natürlich noch in frischem Andenken seyn: und wenn auch ihre Furcht vor ihm aufgehört haben sollte, (was aber gegen einen Mann dieser Art nie ganz der Fall ist) so war ja zu vermuthen, daß wenigstens ihre Rache noch fortdauern würde. Man rieth ihm also, sich vorzusehen. Allein er, grösser als seine Zeit, kannte ihre Schrecken so wenig, als ihre Laster. „Wenn meine Stunde „gekommen ist," sagte er, „so ergehe es mir, „wie es Gott gefällt." Und so sah er der Zu-

kunft muthvoll entgegen. Es näherte sich seinem Schlosse bald ein Haufe bewaffneter Reiter. Man meldete es ihm, und fragte, ob man nicht die Thore sperren, und sich zur Gegenwehr bereiten sollte. „Nein, antwortete l'Hopital, „sondern, wenn sie durch das kleine Thor nicht „herein können, so öffne man ihnen das große." Diese Mörder hatten indeß vom Hofe keinen Befehl, ihn umzubringen. Sie hätten es aber aus Privateifer gethan, wenn sie nicht noch zu rechter Zeit von andern Soldaten eingeholt worden wären, welche ihnen sagten, daß l'Hopital nicht auf der Liste der Proscribirten stehe, und daß sie vom Könige selbst abgeschickt seyen, dem Exkanzler das Leben zu erhalten, indem man ihm den Widerstand vergebe, den er immer gegen die jetzt ausgeführten Projekte gezeigt habe. Als diese Nachricht demselben überbracht wurde, sagte er mit seiner gewohnten Ruhe: „Ich wüßte „nicht, daß ich jemals den Tod „oder die Vergebung verdient „hätte." Eine Antwort, die allein schon von der Größe seines Geistes zeigt. —

L'Hopital lernte übrigens in seiner Einsamkeit erst das wahre Glück des Lebens kennen, und er hätte da erst wahrhaft ruhig und vergnügt zu leben angefangen, wenn ihm nicht das öffentliche Unglück am Herzen gelegen wäre.

„Ich wußte nicht“, sagte er öfter, wenn von seiner gegenwärtigen äußern Lage die Rede war, „daß das Landleben so viele Reize habe. Ich „habe graue Haare bekommen, ehe ich einsehen „lernte, in welchem Kreise das eigentliche Glück „des Menschen zu Hause ist. Vergebens gab mir „die Natur einen Hang zur Ruhe und Muße! „Ich hätte mich wahrscheinlich nie dieser süßen „Neigung überlassen, wenn sich meiner nicht der „Himmel selbst erbarmt, und die Fesseln zerbro„chen hätte, in welchen ich lag.“ —

So faßte unser Edle die schönen und sanften Beziehungen dieses Lebens mit einem weichen kindlichen Gemüthe auf, wie er den harten und wilden mit starker männlicher Seele entgegentrat.

David Klaus.

David Klaus war zwar nur ein Hirt, aber doch auch der Freund eines Gleim, Streithorst, Lukanus, Meninger, Fischer, Grahn, Stubenrauch, Henneke, Hildebrand u. a., und nicht das äußere Schicksal Klausens war es etwa, was ihn jenen Männern wichtig machte. Denn dieses war so einfach, als möglich. Klaus war der Sohn eines Hirten, dann selbst Hirt, und endlich Hospitalit. Darin besteht seine ganze äußere Geschichte. Auch hätte eine bloße Ausserordentlichkeit der Lebensereignisse nur die Aufmerksamkeit, aber noch nicht die Freundschaft jener Edlen für sich gewinnen können. Zur Erhaltung dieser Letztern wurde mehr, als nur äußere Merkwürdigkeit, dazu wurde ein besonderer innerer Gehalt erfodert. Und diesen besaß Klaus wirklich in einem ausgezeichneten Grade.

Er war zu Halberstadt im Jahre 1718 geboren.

In seiner Kindheit besuchte er eine dasige Bürgerschule, in welcher ein zu höhern Ständen bestimmtes Kind einen abgesonderten Unterricht in den Elementen der gelehrten Bildung erhielt.

Der kleine Klaus horchte still zu, und machte alle Uebungen insgeheim mit, indem er z. B. die gehörten Regeln memorirte, die vorkommenden Fragen sich selbst beantwortete, u. d. gl. Er konnte von dieser für seine weitere Bildung wichtigen Gelegenheit nicht lange Gebrauch machen, denn er mußte bald in die bürgerlichen Verhältnisse seines Vaters mit eintreten. Er mußte sich bald sein Brod selbst verdienen — als Hirtenknabe. Aber seine Wißbegierde war nun schon geweckt, und er stand auf der Bahn, auf welcher ihn diese vorwärts trieb, ferner nicht mehr still. So wichtig sind die ersten Umgebungen des Kindes. Sie sind gewöhnlich entscheidend für das ganze nachfolgende Leben.

Klaus nahm alle Bücher, deren er habhaft werden konnte, mit sich auf das Feld, und las, während seine Heerde weidete, unermüdet, ohne aber deswegen seiner Hirtenpflichten zu vergessen; denn er wählte stets einen solchen Lagerpunkt für sich, daß ihm ein schneller Blick den Stand seiner Thiere zeigte. Die zur Erholung nothwendigen Unterbrechungen seiner Lektüre füllte er mit verschiedenen passenden Handarbeiten, Kräuter-Sammlungen, u. d. gl. aus. —

Die ersten Lesereien, die ihm zu Gebothe standen, waren die Historienbücher seines Vaters, worin wahre und erdichtete Geschichten vom be-

kannten gemeinen Schlage in Menge vorkamen. Wenn dadurch sein Geist schon nicht die gehörige Nahrung bekam, so bekam er doch immer reichliche Nahrung, und sein Grund-Trieb, der Trieb zu wissen, erstarkte dann doch immer mehr. Und endlich kam Klaus in den Stand, sich selbst neue, weiter reichende Bücher anschaffen zu können. Er wurde Kühhirt im Nikolai-Kloster, und bezog als solcher ausser freyer Beköstung, Wohnung und andern Vortheilen, noch acht Thaler baar Geld jährlich. „Ein schöner Lohn," wie er selbst mit dankbarem Herzen öfter bekannte.

Nun machte er gleich damit den Anfang, sich selbst eine Bibliothek beyzulegen. Und jetzt wanderte er dann oft mit mehreren Büchern, mitunter auch mit einem Folianten beladen, hinter seiner Heerde dem Felde zu. — Groß konnte die Bibliothek bei einem solchen Einkommen freylich nicht werden. Sie reichte indeß aber doch eine Zeit lang für einige der dringendsten Wünsche hin, und später, als sich noch eine neue Quelle öffnete, wuchs sie im Verhältnisse zu dem Stande ihres Eigenthümers wirklich noch sehr ansehnlich. Er, und sein Bruder, ein Schäfer, hatten sich bey zunehmendem Alter in das Hospital eingekauft, und da mußte denn dieser, der sich mehr erspart hatte, oft auch beysteuern, welches der-

selbe, da beyde Brüder im vollen Sinne des Wortes Brüder waren, gerne und bedeutend that.

Ueberdieß hatte sich unser David, da er im Hospitale wenig baares Geld erhielt, andere Erwerbszweige geöffnet, einerseits durch Ersparnisse an Kleidung und Nahrung, anderseits durch Arbeiten für Taglohn, als z. B. Holzspalten, u. s. f. Und so vermehrte sich dann die Anzahl seiner Bücher endlich auf eilf bis zwölfhundert. Sie waren aus verschiedenen Fächern genommen. Ausser den religiösen und historischen, die den größten Theil der ganzen Sammlung ausmachten, befanden sich auch manche naturhistorischen, medicinischen (für Layen verständliche) und belletristischen, auch einige philosophischen Inhalts darunter. Die astronomischen Schriften waren ihm zu schwer, um sich mit ihnen zu befassen. Und in Rücksicht der neuesten Werke konnte er sich mit dem darin herrschenden, von dem alten sehr abweichenden Style nicht recht befreunden. Indeß gewann er doch auch davon einige wegen ihres Inhaltes besonders lieb.

Man sieht, die Bücherliebhaberey Klausens hatte, wie jede Liebhaberey, die gehörigen Gränzen ein wenig überschritten. Die Sammlung, die er besaß, war wirklich größer, als die Verhältnisse seines Standes und seines Vermögens eigentlich erlaubten. Und es ist leicht abzuse-

hen, was kommen würde, wenn eine ähnliche Liebhaberey bey mehreren Individuen dieser Kreise Eingang fände, was freylich gar nicht zu besorgen, aber deswegen doch immer als Maßstab des Ganzen dienen kann. Indeß muß freylich anderseits auch erwogen werden, daß die gemeine Art zu messen nicht auf jene Menschen anwendbar ist, welche von der Vorsehung bestimmt sind, Ausnahmen vom alltäglichen Schlage zu seyn, und welche deswegen immer in der größern Fülle ihres Geistes Mittel genug besitzen, dasjenige auf der andern Seite wieder reichlich zu ersetzen, was sie auf der einen zum Theil schuldig bleiben. Dieses war auch bey Klaus der Fall. Man könnte Jedem dieselbe kleine Uebertreibung seiner Lese-Begierde zu Gute halten, wenn er mit eben derselben kräftigen Gewissenhaftigkeit seine übrigen Pflichtverhältnisse verbände. Klaus hing zwar seiner Lektüre mit besonderer Liebe nach; aber er ging auch, wenn ihn sein sonstiger Beruf zu Arbeiten, Hilfsleistungen, u. s. f. forderte, nicht weniger freudig an's Handeln, als an's Lesen. —

Es war ein eigner Anblick, ihn unter seinen Büchern zu sehen. Man sah es ihm an, daß er sich da so recht in seinem Elemente zu seyn fühle. Er saß auf einem harten Stuhle, den er sich zu diesem Zwecke eigens zubereitet

hatte. Um ihn herum lagen eine Menge Bücher zum Nachschlagen. Vor ihm stand ein Arzneygläschen mit Tinte in einem ausgehöhlten Stück Holz, um es vor dem Umstossen zu bewahren. Und zu diesem Allen kam noch ein Einschreibbuch, in das Leder von einem alten Stiefel gebunden, und bestimmt, Auszüge und Notaten aus entlehnten Büchern aufzunehmen; denn bey seinen eigenen merkte er sich die wichtigern Stellen im Buche jedesmal selbst an. In dieser Umgebung brachte er nun alle Stunden, die ihm seine übrigen Pflichten frey liessen, so zu, daß man sehen mußte, sie gehören unter die seligsten seines Lebens.

Es war aber auch nicht weniger interessant, ihn im wirklichen Leben handeln zu sehen. Er zeigte da eben so viele Unverdrossenheit, Selbstständigkeit, Gewissenhaftigkeit, Ruhe und Heiterkeit. Ich führe zum Beweise seiner übrigen Berufstreue als Bürger und Mensch nur folgende Thatsachen an.

Sein Zimmer war nicht bloß zum Lesen, sondern auch zur Arbeit eingerichtet. Ausser der Büchersammlung befand sich in demselben auch ein nicht unbedeutender Vorrath von Materialien zu allerley Holzarbeiten, und von den dazu nothwendigen Instrumenten. Die Meubeln aber, welche bloß seine körperlichen Bedürfnisse

betrafen, waren desto sparsamer vorhanden. Ausser seinem Stuhl und Tisch noch ein Strohsack als sein Nachtlager, ein Speisetopf zur Aufnahme seiner Nahrung und etwa noch eine Kiste zu andern Zwecken, machten in dieser Hinsicht beynahe seine ganze Einrichtung aus. In einem ähnlichen Maaße war seine Kleidung auf das Unentbehrlichste beschränkt. Er war in dieser Hinsicht eine Art von Diogenes, aber ohne einen Ruhm darein zu setzen, und mehr zu affektiren, als zu seyn. Es verlangte ihn in diesem Stücke nicht nach Mehrerem; denn sein Trieb war von Anbeginn schon immer auf etwas Anderes gerichtet, als auf körperliche Befriedigungen. Was bey jenem Griechen Kunst, und manches Mal wohl etwas gehaltleere Kunst war, das war bey ihm Natur, und darum lautere Wahrheit. —

Wahrheit, anspruchlose, und darum desto reinere Wahrheit war überhaupt die Seele seines ganzen Wesens. Wahrheit war es, was er bey allen seinen langwierigen und oft mühevollen Forschungen suchte, und Wahrheit ebenfalls, was er in Worten und Thaten, so viel er vermochte, darzustellen strebte. An der Sache lag es ihm, und an sonst Nichts — sowohl bey seinem Studieren, als bey seinem Handeln. Zu wissen, ohne damit zu glänzen, war die Absicht, die ihm bey jenem vorschwebte, — zu seyn,

ohne mehr zu scheinen, — die Richtung, die ihn bey diesem leitete.

Aus einer so edeln Wurzel mußten nothwendig alle übrigen segenvollen Keime eines schönen Lebens emporsteigen. So z. B. war ihm eine Genügsamkeit und Zufriedenheit eigen, die man nur sehr selten antrifft. Alle Welt hielt ihn für arm; nur er sich selbst nicht. Jemand wollte ihm einst aus Liebe über das viele von ihm vernommene Gute ein Geldgeschenk aufdringen. Er weigerte sich, es anzunehmen, weil er desselben nicht bedürfe, indem er ja Kleidung, Nahrung, Wohnung — und Bücher habe. Er nahm es, als der Geber nicht nachließ ihn dazu zu nöthigen, nur mit dem Beysatze an, daß er es sogleich einem Armen hinübergeben werde. Er besaß immer bald so viel, als er verlangte; denn er verlangte nicht viel, und er blieb selbst dann noch heiter, wenn ihm ein Zufall für den einen oder andern Tag auch das Wenige noch raubte, dessen er bedurfte. So ward ihm einst auf der Strasse, als er eben mit Kanonikus Gleim sprach, der Speisekorb, den er indeß auf die Erde hingestellt hatte, von einem Vorübergehenden umgestossen. Er lächelte darüber, und — gönnte den Hunden den Schmaus, der ihnen dadurch geworden war. —

Seine Ruhe kam ihm, wie man sieht, daher,

woher sie, um gründlich zu seyn, kommen muß, von Innen. Er wußte und übte, was so Wenige üben, und was Manche nicht einmal wissen, daß man hierinn dasjenige vergebens ausser sich sucht, was man in seinem eigenen Herzen nicht findet. —

Einen eben so selbstständigen und eigenthümlichen Charakter zeigte er in allen übrigen Vorzügen seines edlen Herzens, in der Dankbarkeit und Wohlthätigkeit, und überhaupt in seiner ganzen Gewissenhaftigkeit. Wenn ihm Jemand eine Gefälligkeit erwiesen hatte, so ruhte er nicht eher, bis sie durch irgend einen Gegendienst vergolten war. In die Wohnungen seiner Bekannten kam er ungerufen, um bald dieses, bald jenes Geschäft darin abzuthun, und er wählte vorzüglich immer die unangenehmsten Verrichtungen, damit, wie er sagte, Andere derselben überhoben wären. — Seiner Mutter hatte während einer Krankheit seines Vaters ein Knabe von zwölf Jahren arbeiten helfen. Dieses vergaß Klaus demselben und seiner Familie sein Lebelang nicht. Ohne sich darüber gerade in vielen Worten zu ergiessen, hörte er nie auf, ihm und den Seinigen zu dienen, wo er konnte. — Seiner kranken Schwester pflegte er Tag und Nacht, kaufte zur Stärkung ihres Körpers guten alten Wein, und zur Belebung

ihres Geistes eine für seine Börse etwas kostbare Bibel, und scheute zu ihrer Erleichterung überhaupt keine Anstrengung und Ausgabe, die in seinem Vermögen stand. — Ein angesehener Mann hatte eine Wittwe in mißlichen Vermögens-Umständen hinterlassen. Klausen rührte ihre Lage. Er wollte, so viel an ihm läge, zur Milderung ihres Schicksales beytragen. Er wollte nämlich unbezahlt für sie manche Arbeit verrichten, aber ohne ihrem Ehrgefühle dadurch wehe zu thun. Er arbeitete also, z. B. er spaltete mehrere Fuder Holz, und begehrte für jedes Fuder — einen Groschen Arbeits-Lohn. Eine andere Wittwe fand er mit dem Eintragen eines abgeladenen Holzes beschäftigt. Er both ihr seine Mithülfe an. Als es ganz eingetragen war, machte er sich anheischig, es klein zu machen, und als sie ihn bezahlen wollte, sagte er, daß es noch nicht klein genug sey, daher er wieder kommen werde, seine Arbeit zu vollenden. Er kam auch wieder, allein zu einer Zeit, wo sie nicht zu Hause war, um ihr die Verlegenheit zu ersparen, anhören zu müssen, daß er Nichts fordere. — Oft kaufte er Bücher auf Spekulation, d. i. um sie um einen geringern Preis wieder zu verkaufen, oder gar zu verschenken, und auf diese Weise in größern Umlauf zu bringen. Und so wußte er sich tausend Wege

zu öffnen, auf welchen er fremdes Elend vermindern, oder fremdes Wohl einleiten und befestigen konnte.

War er auf diese Weise in den besonders freywillig übernommenen Pflichten höchst zart und gewissenhaft, so war er es in den allgemeinen und unvermeidlichen noch um so mehr. Anvertraute Geheimnisse oder Güter bewahrte er mit unerschütterlicher Treue. Er hätte sich lieber martern lassen, ehe er jene verrathen, und er würde früher verschmachtet seyn, als er sich einen Eingriff in diese eigenmächtig erlaubt hätte. — Er fand einst siebenzehn Groschen, und hob sie fünfzehn Jahre lang auf, weil er immer ihren Eigenthümer nicht erfragen konnte.

Bey dem Eintritte in das Hospital mußte von den Eintretenden immer eine Summe Geldes erlegt werden, welche man unter die übrigen Hospitaliten austheilte. Ein Paar Eheleute, die aufgenommen waren, hatten dasselbe thun müssen. Gewisser nicht sträflicher Ursache wegen mußten diese nun das Hospital wieder verlassen. Klaus fand es ungerecht, daß das Geld im Hospitale bleibe, da seine Geber nicht mehr bleiben durften, und er gab ihnen wenigstens seinen und den Antheil seines verstorbenen Bruders zurück. Manche in unsern hierin nichts weniger, als zarten Zeiten werden in diesem

Benehmen eine gar zu große Aengstlichkeit zu finden glauben. Leider! daß diese Aengstlichkeit großentheils nur noch unter die Eigenheiten der Vergangenheit gehört. Eben darum, weil unsere Tage in diesem Punkte ungleich heroischer geworden sind, kann man sich der geheimen und selbst der offenbaren Angriffe aller Art oft kaum zur höchsten Noth mehr erwehren. Der Heiligkeit des Rechts gebührt durchaus eine auch vor den kleinsten Verletzungen zurücktretende Scheue. Wird der Begierde hierin der Zaum nicht immer äußerst kurz und kräftig festgehalten, so tobt sie immer bald in ihrer ganzen Ungebundenheit herum, — wie wir es in dem bis zur Schamlosigkeit erstarkten Egoismus unserer Zeit sehen.

Daß alle diese milden und kräftigen Tugenden Klausens von einer eben so milden und kräftigen Religiosität getragen und genährt würden, brauche ich wohl kaum eigens zu berühren. Der Charakter der letzten theilt sich immer auch der erstern mit. Seine Frömmigkeit war nicht weniger rein, als lebendig. Er neigte sich zwar zum Mysticismus, aber nur zu jenem edlern, der mehr aus einem kräftigen Herzen, als aus einer übermüthigen Phantasie entspringt. Wenn er in Sachen der Religion dem Raisonnement keine entscheidende Stimme zugestand, so versagte er demselben deswegen nicht auch jede

berathende. Er litt es sehr gerne, wenn man auch auf dem religiösen Felde den Verstand gebrauchte zur Ausrottung der Vorurtheile. Freylich zur Einleitung des Grundurtheils hielt er ihn allein für unzureichend. Dazu schien ihm noch eine andere, höhere Instanz nöthig. Und hierin hatte er ja nicht Unrecht. In welchem Fache weiß denn der Verstand allein — das Erste, wovon alles Andere getragen wird?

Sein Tod war schön, wie sein Leben. Er hatte mehrere Monate lang große Schmerzen zu leiden, und er litt sie mit Ergebung. Dem Tod selbst sah er mit Ernst, aber auch mit Muth entgegen. Er war zwar in Rücksicht des Ueberganges von diesem Leben in ein Anderes, weil ihm dasselbe ein neues, noch nie erfahrenes Ereigniß war, nicht ohne eine Art von Aengstlichkeit. Aber in Rücksicht des Schicksals, das seiner jenseits wartete, war er ohne Furcht; denn ob er gleich selbst sein Leben nicht für so fehlerfrey hielt, daß er sich ein neues seliges Daseyn als lauteren Lohn, auch ohne die dazwischen tretende Barmherzigkeit Gottes versprach, so war doch eben sein Glaube an diese Barmherzigkeit so lebendig, daß er im vollen Vertrauen auf eine bessere Zukunft — in dieselbe hinüber ging.

Frater Come.

Man träumt sich in den lebhaftern Anwandlungen von Menschenliebe oft sehnsuchtsvoll in reiche und glänzende Stellen hinein, die uns in den Stand setzen möchten, etwas Großes zur Milderung des öffentlichen Elendes zu bewirken. Allein es ist ja nicht immer ein königlicher Schatz und ein königliches Ansehen, es ist oft nur eine (wahrhaft) königliche Seele, und eine weise Benützung aller Umstände dazu nöthig, ein ausgezeichneter Wohlthäter der Unglücklichen auch in einem großen Kreise zu werden. — Unter die Beweise dieser Wahrheit gehört auch Come; dieser seltne Edle war nur ein Klosterbruder, und doch ein Vater für viele Tausende von Hilfsbedürftigen, wie nicht viele sogenannte Volksväter.

Come (sein Familien-Name war Kosmus Haller) war der Sohn eines Wundarztes im

Kirchensprengel von Tarbes im Tourraine. Seine Familie hatte die Wundarzneykunst schon lange getrieben, und auch er verlegte sich auf dieselbe. Er genoß den ersten Unterricht darüber in dem väterlichen Hause, ging dann nach Lyon, um sich bey einem Onkel noch mehr auszubilden, und endlich (1744) nach Paris, um seine Bildung so viel möglich zu vollenden. Hier suchte er die wichtigsten Hospitäler und die größten Meister in seiner Kunst auf, und er ward nicht bloß der Schüler, sondern auch der Freund der damals berühmtesten Wundärzte der großen Königsstadt. Dieses schöne trauliche Verhältniß zu den vorzüglichsten Meistern seines Faches blieb auch nachher, als er selbst schon Herr und Meister seiner Kunst war, unverändert. Ein Zeichen, daß sein Herz seinem Kopfe an Vortrefflichkeit nicht nachstand; denn es gehört nicht weniger Güte des Charakters, als Auszeichnung in den Kenntnissen dazu, alle die zahllosen großen und kleinen Anlässe zu den Entzweyungen des Wetteifers unter Standesgenossen unschädlich zu machen, und die Eifersucht durch Achtung und Liebe zu besiegen.

Come war aber auch ganz dazu gemacht, jedem Bessern, der ihn kannte, zur Achtung und Liebe zu zwingen. Gerade in allen seinen Handlungen und Worten, ohne Rauhheit, weder des

Charakters noch auch nur seiner Aussenseite, rein in seinem ganzen Wandel, genügsam und streng gegen sich, und immer bereit zur Hülfe und Nachsicht gegen Andere, voll Schätzung für fremdes Verdienst, und ohne alle Anmassung für sein eigenes, religiös in seinem innersten, tiefsten Grunde, und doch auch fröhlich mit den Fröhlichen, ein heiterer witziger Gesellschafter, — wer, wenn er des Hochgefühls, der Achtung und Liebe fähig war, hätte ihm dasselbe versagen können? Freylich fehlte es ihm auch nicht an Feinden und Verfolgern. Allein wenn dieses nicht hätte geschehen sollen, dann hätte er auch der Mann nicht seyn können, der er war. Gerade die besten Früchte entgehen den Nachstellungen feindlicher Insekten am Wenigsten.

Come lieferte bald Beweise seiner vorzüglichen Geschicklichkeit. Er machte an einem Domestiken der Herzogin von Elbeuf eine treffliche Kur, und ward dadurch dem Abbé von Lothringen (Bischofe von Bajeux) so nachdrücklich empfohlen, daß er durch die Unterstützung dieses Herrn die Besorgung des dasigen Hospitals erhielt. — Sein äußeres Schicksal hätte nun eine feste Richtung gehabt. Er hätte nun die bürgerliche Laufbahn, in die er getreten war, weiter verfolgen können, und sie würde ihn bald

zu Ansehen und Reichthum geführt haben. Allein seinen Geist zogen schönere Güter an. Er wollte nicht sich und seinem (was man gewöhnlich so nennt) Glücke, er wollte nur seinem Berufe und dadurch der leidenden Menschheit, als worin er erst eigentlich sich und sein wahres Glück zu finden glaubte, leben. Seine Religion zeigte ihm dazu einen Ausweg. Er entschloß sich nach dem Tode des zuvor genannten Bischofs in den Orden der weißen Barfüßer zu treten, um da, ungestört durch die Sorge für seinen eignen Unterhalt, sich ganz dem Dienste der Armen weihen zu können. Und gegen diesen Preis wird wohl kaum selbst ein Finanzier etwas einzuwenden haben. Der Staat darf ohne Bedenken die Sorge für Einen übernehmen, wenn dieser dafür die Sorge für Tausende übernimmt.

Bruder Come leistete, was er — sich selbst versprochen hatte. Er setzte im Orden die Ausübung seiner Kunst unermüdet fort. Seine glücklichen Kuren verschafften ihm bald einen berühmten Namen. Nicht nur die Armen, auch die Reichen und die Großen suchten ihn. Man wollte ihn bereden, seinen Orden wieder zu verlassen. Man machte ihm dazu die einladendsten Versprechen und Vorschläge. Man öffnete ihm die glänzendsten Aussichten. Allein alles das, was den Meisten das Wichtigste ist, hatte für ihn

nur einen untergeordneten Werth. Sein Hauptbedürfniß war, der Sorge für seine eigenen Bedürfnisse überhoben zu seyn, um desto ununterbrochener der Sorge für fremde angehören zu können.

Er wies aber darum die Anerbiethungen von Geld und Gnade, die ihm gemacht wurden, nicht vollends ab. Er benützte die ihm zu Gebote stehenden Börsen und Protektionen nach Kräften. Alle Reichen und Vornehmen, denen er mit seiner Kur diente, mußten nachdrücklich kontribuiren — zur Unterstützung für seine Hilfsbedürftigen. Wer bezahlen konnte, mußte bezahlen, und von dem erlösten Gelde ernährte er die armen Kranken, die er unentgeltlich in der Kur hatte, oder gab denjenigen Reisezehrung, die oft weit her zu ihm um Heilung wallfahrteten, oder ließ einen elternlosen Knaben ein Handwerk lernen, oder unterstützte die ärmeren jungen Wundärzte, die an ihm immer in jeder Hinsicht einen Vater fanden, ausser seinen Lehren auch mit Geld u. dgl. Wer nicht bezahlen, aber protegiren konnte, der mußte protegiren, der mußte einer Wittwe einen Gnadengehalt, einer Waise die Aufnahme in ein Erziehungshaus, oder einem verdienten jungen Mann eine Anstellung verschaffen, u. s. f. Man fand ihn daher sehr oft als Supplikanten in den Vor-

zimmern der Großen. Aber er hatte nie etwas für sich zu begehren. „Ich habe Nichts nöthig," sagte er da den Mächtigen, „wenn ich Ihnen aber einmal nützlich gewesen bin, so seyen Sie es diesem Unglücklichen, den ich Ihnen hier vorstelle, wieder. Unter dieser Bedingung werde ich immer zu ihrem Befehle seyn." — Von dem Gelde, das er sich mit seiner Kunst erwarb, gründete er unter Andern insbesondere eine Anstalt, die wahrlich einem Könige Ehre gemacht haben würde. Er legte nämlich ein Gasthaus an, in welchem er beständig eine Anzahl Kranke unterhielt. In diesem Hause waren einige Zimmer zur Aufnahme für solche Fremde bereit, welche nach Paris kamen, um sich von ihm operiren zu lassen, und welche doch nicht reich genug waren, um in Paris aus eigenen Mitteln leben zu können. Und vielen wurde darin nicht nur ein unentgeltlicher Aufenthalt nebst seiner ohnehin unentgeltlichen chirurgischen Pflege, sondern auch ihr übriger Unterhalt, und wenn es nöthig war, selbst der nothwendige Reiseaufwand zu Theil. Wie viele ganze Regierungen gaben das, was hier ein einzelner Mann bloß aus dem Fonde seines Kopfes und seines Herzens nahm? So sehr ist die Kraft und der Reichthum eines edlen Geistes jeder andern Kraft

und jedem äußeren Reichthum überlegen. Freylich, durch seinen Edelmuth allein hätte er das nicht leisten können, was er leistete. Aber seinem trefflichen Willen standen eben so treffliche Kenntnisse und Geschicklichkeiten zu Gebote, und so kam durch die Zusammenwirkung des Kopfes und des Herzens zu Stande, was Keinem allein möglich gewesen wäre. — Wirklich war er nicht bloß seiner ausgezeichneten Tugenden wegen, sondern auch wegen seiner ausgezeichneten Kenntnisse berühmt und gesucht. Dieß war ihm zu seiner großen Wirksamkeit für das Wohl Anderer in einem Zeitalter um so nothwendiger, in welchem bei denjenigen, deren Unterstützung er bedurfte, die Begeisterung für edle Zwecke großentheils unter die Chimären der Vorzeit gehörte. Manche würden ihm, anstatt zu seinen edlen Absichten mitzuwirken, ohne seine Kenntnisse seine Tugenden kaum verziehen haben. So aber brauchten sie seine Kunst, und mußten seinen Edelmuth mitnehmen. Seine Praxis war ausserordentlich groß. Er hat ausser andern chirurgischen Operationen mehr als tausend Personen den Stein geschnitten. Sein Leben war eine ununterbrochene Thätigkeit, und über jedem der zahllosen Geschäfte seines Berufes herrschte ein eigener höherer Geist. Er blieb in keinem Theile seiner Kunst blos bey dem

einmal Hergebrachten stehen. Er suchte dieselbe, wo er nur immer konnte, auf irgend eine Art zu vervollkommnen. Alles sollte sich unter ihm, dem Edlen, auch veredlen. Er unterhielt zu diesem Behufe ausser den obenberührten freundschaftlichen Verhältnissen mit seinen vorzüglichsten Kunstverwandten immer auch noch mit den übrigen berühmtesten Gelehrten der Hauptstadt, von welchen er Vortheile für seine Kunst zu hoffen hatte, genaue Verbindungen. —

Bey so vielen und so großen Vorzügen, Geschäften und Verbindungen, die ihm Ansprüche und Gelegenheiten genug zu Ausnahmen von der gewöhnlichen Lebensart seines Klosters gaben, maßte er sich doch nicht der geringsten Vorrechte vor seinen Mitbürgern an. Er befolgte die Regeln seines Ordens, wie jeder andere Mitgenosse desselben. Er sah überall nur auf seine Pflichten, und nirgends bloß auf seine Rechte, oder gar auf seine Vortheile. Er war genau in Allem, wozu er sich einmal verbindlich gemacht hatte. Er war also auch streng in seiner Frömmigkeit, wie in seinem Edelmuth. Diese seine Frömmigkeit hinderte aber, wie das zuweilen zu geschehen pflegt, seine übrigen Tugenden, und selbst die andern schönen Regungen des geselligen Daseyns nicht. Seine Frömmigkeit kam bey ihm daher, woher sie nicht bey je-

dem zu kommen pflegt, aus einem reinen lebendigen Herzen, und ward durch einen hellen, kenntnißvollen Kopf unterstützt, was wieder nicht überall der Fall ist. Er beurkundete diesen seltenen Charakter seiner Religiösität unter Andern auch bey folgender Gelegenheit sehr bestimmt. Sehr viele junge Wundärzte hatten ihm ihre Bildung und ihren Wirkungskreis zu danken. Er ließ sich keine Zeit, kein Geld, keinen Kraftaufwand reuen, der Nachwelt und — auch seinem Orden gute Chirurgen zu erziehen. Man führte ihm nur einmal zu Gemüthe, daß der junge Mann, den er nun gerade insbesondere für sein Kloster bilde, noch nicht in dem Alter sey, in dem er das Gelübde ablegen dürfe, daß derselbe also für seinen Orden noch leicht verloren gehen könne. „Es sey!“ antwortete er, „so bekömmt doch die „menschliche Gesellschaft einen redlichen und geschickten Mann wieder. „Und meine Absicht ist auch erreicht.“ —

Come starb im Jahre 1781. Sein Tod war der Tod eines Vaters für eine Familie von Tausenden. Dreymal ward die Thüre des Barfüsser-Klosters von den Unglücklichen eingesprengt, welche gekommen waren, um über der Leiche ihres Wohlthäters zu weinen.



